

Ein Sternlein stand  
am  
Himmel

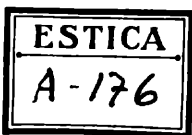
Sofia von Keller

Riga

1927.

---

Verlag der Buchhandlung G. Löffler.



Ein Sternlein stand  
am  
Himmel

Sofia von Keller

4-A

13502

Riga

1927.

---

Verlag der Buchhandlung G. Löffler.

Alle Rechte, auch das des Übersetzens, vorbehalten.

*Est. A*

30498

Druck von C. Mattiesen, Dorpat.

Dem Andenken meines Vaters.

## Zum Geleit.

Dieses Büchlein ist aus den Samenkörnern herausgewachsen, die mein Vater seinen Kindern in die Seele gestreut hat, nicht durch Worte, sondern durch sein Leben als froher aufrechter Christ, und als Kämpfer für das Deutschtum und deutsche Kulturarbeit.

Aber nicht nur seinen Kindern ist er viel gewesen, allen denen die in sein Leben traten, hat er von den vielen köstlichen Gaben, die ihm Gott geschenkt, immer wieder gegeben.

Wie viel er den Menschen bis zuletzt gewesen, sagen die Worte eines Mannes, der nach dem Tode meines Vaters von ihm sagte: „Er ist für uns Jüngere jedes Mal, wenn wir mit ihm zusammensein durften, ein Erlebnis gewesen“.

Dorpat, den 10. Dezember 1926.

---

---

## Engelhard.

Es war Winter, und Weihnachten nahte wieder. Ein schneidender Ostwind raste die Dorfstraße entlang und trieb den Schnee vor sich her. Die Schulkinder tummelten sich nicht wie sonst auf der Straße, sondern eilten aus der schlecht geheizten Schulkstube heim in die warmen Stuben.

Den kleinen Engelhard Lechner froh es gar jämmerlich, und es gab niemand, der so recht für ihn sorgen konnte, denn seine Pflegemutter war selbst arm und hatte sechs eigene Kinder, die gekleidet sein wollten.

Zu dieser Zeit war im Pfarrhause reges Leben: fleißig wurden warme Sachen zur Weihnachtsbescherung für die Dorfarmer gestrickt. Die drei ältesten Pfarrmädels halfen wacker mit. Sie waren wohl erst neun, acht und sechs Jahre alt, hatten aber schon viel Übung im Stricken und Häkeln.

Die Jüngste von ihnen strickte ein Halstuch und Strümpfe für den Engelhard, und das tat sie gerne, denn der Bube und sie hatten ein gemeinsames Geheimnis. Er war wohl ein oder zwei Jahre älter als sie, aber trotzdem bemutterte sie ihn. Und das war so gekommen:

Im Sommer hatte seine Pflegemutter ihn mit auf den Pfarrhof genommen, und da hatten die zwei jüngeren Pfarrmädels, die Maria und Sophia, mit ihm spielen wollen; es war ihnen aber untersagt worden, da der Bub so schmutzig wäre. Nun wurde er von den beiden Mädels kurzerhand zum Brunnen geführt, und während die Jüngere ihn bewachte, — die Kinder hatten schon oft die Erfahrung gemacht, daß Bauernbuben nicht nur an gewöhn-

licher Scheu, sondern auch an Wasserfcheu litten, — lief die Ältere nach Schwamm, Seife und Handtuch, um den schmutzigen Buben in einen reinen Spielkameraden zu verwandeln.

Unterdessen hatte ihn die Jüngere nach seinem Namen gefragt, und wie er ihn genannt, hatte sie ihn erst ganz still angesehen und dann gesagt: „Bist auch recht froh?“ Und als er sie ganz erstaunt angesehen, hatte sie gemeint: „Dein Name sagt ja, daß du immer auf die Englein warten darfst; Harren heißt auch Warten,“ fügte sie noch belehrend hinzu. Da hatte der Bub sie mit seinen blauen Augen groß angesehen und gefragt: „Darf i das ganz sicher?“ Sie hatte eifrig genickt und gemeint: „Der liebe Gott sagt's dir doch in deinem Namen; mir sagt er, ich soll klug sein, das kann ich aber nicht, und darum lachen sie mich immer aus; aber warten, das kann man ganz gut. Also wart nur ganz ruhig zu!“

Von dem Tage an waren sie gute Freunde gewesen und warteten nun gemeinsam auf den Engel. Seit der Zeit war der Junge öfters auf den Pfarrhof spielen gekommen. Er hielt jetzt schon selbst auf Sauberkeit. Auch während des Winters war er gern ins Pfarrhaus gekommen. Als die große Kälte einsetzte, kam er seltener und blieb dann schließlich ganz aus.

Durch den Vater erfuhren die Mädels, daß der Engelhard die Lungenentzündung habe.

Wie der Pfarrer das nächste Mal seine Krankenbesuche machen ging, bat ihn sein sechsjähriges Töchterchen: „Vater, nimm mich mit zum Engelhard!“ Der Vater fragte gar nicht weiter, sondern sagte kurz: „Geh, lauf zur Mutter, und sag, daß ich dich mitnehme.“

Das ließ sich das Kind nicht zwei Mal sagen.

Der Pfarrer brachte seine Kleine zum Engelhard

und ging selbst weiter. Sie setzte sich still an des Bubens Bett und sah ihn an: so mager war er und blaß! — Dann fragte sie ganz leise: „Tut's arg weh?“ Er nickte nur. Sie schwieg wieder und streichelte nur seine Hand. Nun sagte sie: „Weihnacht kommt, da darfst nit krank sein, mußt zu uns rübertomme!“ Helle Freude strahlte aus seinen Augen, aber er sagte noch immer nichts.

Da wurde es ihr doch unheimlich, daß der Bub so still war, und sie fragte: „Soll ich dir a arg schöns Weihnachtsliedl singe?“ Er nickte. Sie meinte: „Paß auf! Das is a Liedl, bei dem's einem warm und froh wird.“ Und dann sang sie:

O Jesu, schöne Weihnachtssonne,  
 Bestrahle mich mit deiner Gunst!  
 Dein Licht sei meine Weihnachtswonne,  
 Und lehre mich die rechte Kunst,  
 Wie ich im Lichte wandeln soll,  
 Und sei des Weihnachtsglanzes voll.“

Wie sie zu Ende war, sagte er: „Das war arg schön!“ Hat's dich der Pfarr gelehrt?“ Da erzählte sie ihm, wie sie's im Gesangbuch gefunden, und daß sie's dem Vater zur Weihnacht aussagen wolle. Er fand das auch ganz recht. Und dann schwiegen sie wieder.

Plötzlich fragte der Bub: „Ist's auch richtig mit dem Engel?“ Sie nickte ganz überzeugt und sagte: „Kannst ganz ruhig sein, Engelhardel, das ist ganz sicher!“

Als der Vater kam, wandte er sich an den Buben: „Hat sie nicht zu viel geschwätzt?“ Und der antwortete: „Die tut nit schwätze, die tut nur singe.“

Wie das Mädchel mit dem Vater heimwärts ging, fragte es ihn: „Vater, warum sagte er, daß ich immer singen tu?“ Der Vater schwieg erst, dann erklärte er: „Es gibt Menschen, denen hat Gott eine singende Stimme gegeben, und du bist halt auch solch ein Singstimmlein.“

Da kam eine große Freude über sie, daß der liebe Gott ihr so etwas Feines, Gutes gegeben hatte. —

Am Christtag, am Vormittag, kam der Vater in die Kinderstube und sagte: „Sophia, komm mit zum Engelhard!“ Es klang so feierlich, daß sie ihn fragte: „Ist der Engel da?“ Er verstand den wahren Sinn ihrer Frage nicht und sagte: „Ja, mach hurtig!“ Sie lief zur Mutter und rief: „Ich muß nur fig zum Engelhard, der Engel ist da!“

Der Engelhard war noch blasser, und die Wangen noch schmaler, und er hastete mit dem Atem so sehr.

Wie er seine kleine Freundin sah, sagte er: „Sing's Riedl von der Sonne.“ Und dann, als sie gesungen, sagte er ganz leise: „Eben hat mir die Mutter gesagt, daß i sterbe muß, und schau, der Engel is nit komme.“

Da plägte sie heraus: „Ein Dummer bist, Engelhardl, nu kommt doch's Engelein! Weißt nit — Ach Herr, laß dein lieb Engelein am letzten End die Seele mein in Abrahams Schoß tragen? — Das steht doch im Gesangbuch, also muß es auch wahr sein!“

„Sag's nochmal,“ bat er, und sie tat es. Darauf bat er: „Nu sing's Lied, das ihr heint abend in der Kirch' singe tut.“

Sie sang ihm das ganze „Vom Himmel hoch“ vor; nur vor dem Vers „Ach mein herzliebes Jesulein“ hielt sie an und sagte: „Das ist mein Abendgebet.“

Dann kam der Vater und mahnte: „Gib dem Engelhard nochmal die Hand und sag ihm Gute Nacht.“

Als das Kind des Jungen kalte feuchte Hand in der seinen fühlte, erschrak es, kämpfte aber den Schreck tapfer hinunter und sagte: „Gute Nacht, Engelhardl, und schlaf auch recht wohl,“ worauf er: „I dank auch schön, und vergelt's Gott“ erwiderte.

Eine Stunde darauf war der Engel gekommen und hatte ihn zur himmlischen Weihnacht geholt.

Hätte man das nun seiner kleinen Freundin gesagt, sie hätte nicht geweint. Man führte sie aber an seinen Sarg, und wie sie sah, daß der Engelhard so kalt und steif da lag, kam ein großer Schreck über sie, denn sie hatte ja gemeint, er brauche nicht zu sterben und begraben zu werden, er wäre vom Engel geholt worden . . . Und jetzt sah sie ihn so liegen. Sie weinte bitterlich, herzbrechend, denn nun hatte er ja doch vergeblich auf sein Engelein gewartet — und sie trug die Schuld!

---

### Bäbeles Glocken.

„Bäbele, ist es wahr, daß du schon hundert Jahr alt bist und bald sterben mußt, und daß man dich ohne Glockengeläut beerdigen wird, weil du nicht mehr zur Kirche kannst?“ Atemlos sprudelte die kleine vierjährige Pfarrerstochter all diese Fragen hervor und sah mit ihren schwarzen Augen dem alten runzligen Weiblein ins Gesicht. Dieses strich der Kleinen mit ihrer welken Hand über das schlichte Blondhaar und meinte: „Fragst zu viel auf einmal, Seppeli, immer hübsch sachte; an die hundert Jahre bin ich ja schon, und der liebe Gott wird mich ja wohl bald zu sich nehmen; aber die Glocken, Seppeli, die Glocken, die solle sie mir läute! Bin all mei Lebtag rechtschaffe gwest; tus dem Pfarr sage, daß er rüberkomme soll, ich muß halt mit ihm rede wegen der Glocken.“

Das sagte das Bäbele so, daß es der Kleinen ganz traurig ums Herz wurde, und sie sagte nun ganz zaghaft: „Bäbele, die zwei Großen sagen, du seist bei den Kurden gewesen und seist heimlich davongelaufen; ist's so?“ Da

sagte die Alte: „Lang mal's Fußbänkle her und setz dich drauf, dann werd ichs dir verzähle.“

Schnell hatte die Kleine sich zu den Füßen der Alten gesetzt, stemmte die Ellbogen auf die Knie und das Gesicht auf die Fäustchen und wartete voll Ungeduld.

„Jetzt wirlds wohl schon an die achtzig Jahre her sein, daß die Kurden ins Dorf einbrachen \*)“ begann die Alte. „Finschte Nacht ischt's gewese, und sie drangen in jedes Haus, ermordeten fast alle Mannsleut und auch viele Weiber und Kinder. Was am Lebe blieb, schleppten sie mit, nachdem sie die Häuser in Brand gesteckt. Mich nahmen sie auch; barfuß muscht i, an 'n Gaul angebunde, nebeher laufe. Kein Ausruhe gabs, nur Schläge.“

„Meine Füße und der Rücken bluteten und schmerzten, und dann hab ich's Bewußtsein verlore. Der Kurde, der mich geraubt gehabt hat, isch doch wohl ein mitleidiger Kerl gwest, denn wie ich zu mir komme bin, hab ich vor ihm auf'm Gaul geseffe. Er tat mir auch'n Schluck Wein gebe und ein bißle Brot. Aber viele von uns sind unterwegs umkomme.“

Die Alte schwieg, von der Erinnerung übermannt. Dann fuhr sie mit leiser Stimme fort: „Das Ärgste isch aber dann noch komme. Unser Herrgott nahm uns in 'ne harte Schule, und nicht alle habe die Prüfung bestande. Sie nahmen uns zu ihren Weibern . . . Viele sind lieber in den Tod gange, andere aber sind für immer dort bliebe. Unser Herrgott wird sie richte, Kind, ich darf ihm nur danke, daß er mir Kraft gebe hat auszuharre und mir bei meiner Flucht helfe tat. Scharf arbeiten haben wir müsse, nud wie ich einmal die Reben tat aufbinde,

\*) 1826 wurden die drei größten deutschen Schwabekolonien Transkaukasens von Kurden überfallen. Aus der einen wurden 45 Frauen verschleppt.

hab ich ein Messer dazu bekomme. Etwas Maisbrot und Wein taten sie mir auch mitgebe, und so, wie ich da allein arbeite tat, hab ich mich versteckt, ganz nah beim Fluß, in den Felsen.

„Sie taten mich suche, ganz dicht sind sie bei mir vorbei gange, und wie sie meine Spur so nah am Wasser gesehen habe, meinten sie, ich sei reingestürzt und ertrunke.

„Einige von uns hatten schon früher entfliehen könne und hatten angefangen die Häuser wieder aufzubaue. Viele Händ' tat man brauche, und so sind sie denn alle froh geweest, wie ich g'komme bin, denn ich bin all mein Lebtag nit faul geweest, und alle Arbeit isch mir flink von der Hand gange.“

Das Bäbele seufzte wie nach einer schweren Arbeit, dann sagte es: „Nu weischt's, Seppeli, und jetzt tu mal flink heimlaufe und dem Pfarr bestelle, er möcht doch rüberkomme; tu aber auf den Weg acht gebe!“

Langsam stand die Kleine auf; ihre Gedanken waren noch bei all den schauerlichen Bildern, die sie sich bei den Worten der Alten ausgemalt hatte. Ganz langsam ging sie zur Tür . . . Da fiels ihr ein, daß sie sich nicht bedankt, und sie lief zurück zur Alten und sagte: „Ich dank auch schön!“ Und als schämte sie sich ihres Dankes, lief sie davon.

Zu Hause lief das Kind geradeswegs in die „Manns-stube“, wie es des Vaters Amtsstube nannte, und sagte: „Du sollst zu ihr kommen — wegen der Glocken!“ Der Vater fragte: „Von wem redest du?“ „Vom Bäbele,“ sagte ganz erstaunt die Kleine; sie hatte gemeint, der Vater werde gleich wissen, worum sichs handle. Nun mußte sie dem Vater genau Bericht erstatten.

Am Abend machte sich der Pfarrer zum Bäbele auf. Wie er bei ihr eintrat, sagte sie: „Hats das Seppeli

doch nit vergesse!“ Worauf der Pfarrer meinte: „Wenn der was auf der Seele brennen tut, vergift sie’s schon nicht, und hier hat sie gefühlt, daß ihr euch ängstigt, Bäbele.“

Und nun redete die Alte auf ihren Pfarrer ein in höchster Seelenangst: „Herr Pfarr, tuts nit angehe, daß sie mir doch die Glocken läuten; ich kenn ja unsere Sitte und ich kann mi auch nit besinne, daß im Dorf einer wär mit Glockengeläut vergrabe worden, der ein volles Jahr dem Herrgott nit in die Kirch gegaunge is. Aber, Herr Pfarr, mir hat er ja selbst die Füß’ und die Kraft genommen, und ich hab nit mit ihm gehadert, sondern gar fleißig in seinem Wort gelese, und, Pfarr, engherzig is doch unser Herrgott nit, er weiß schon, ob’s Bäbele ihn liebe und ehre tut. Nun gebt mir noch’s heilige Nachtmahl und dann redet vor der Gemeinde, daß sie mir die Glocken läuten.“

Sie lasen noch in der Heiligen Schrift, und wie der Pfarrer sich verabschiedete, kam der Dorfschulz herein und sagte: „Nu, Bäbele, ’nen besten Anwalt als dem Pfarr sein Seppeli hättet ihr euch nit nehme könne. Das war schon bei mir und hat gesagt: Eichelmüller, das Bäbele ist arg traurig, daß man ihm keine Glocken läuten will, und ist doch so rechtschaffe gewest und kann so schön von den Kurden verzähle. Da mußte ich mich schämen vor dem Kinde, Bäbele, daß wir alle solch Gerede von den Glocken dulden, wo wir doch wisse tun, daß ihr rechtschaffen und gottesfürchtig seid, und daß wir die schwere Prüfung haben vergesse könne, die ihr bestande habet.“ Darauf reichete er ihr die Hand und sagte: „Mit Geläut und Gesang sollet ihr vergrabe werde, Bäbele.“

Einige Wochen darauf läuteten die Glocken zu Bäbeles Beerdigung. Der ganze Schulchor sang an jeder Straßenecke, wie’s Brauch, und die Glocken tönten weit ins Tal.

Auf dem Pfarrhof aber stand ein kleines Mädchen mit andächtig gefalteten Händchen und sagte ganz leise: „Da läuten sie Bäbeles Glocken.“

---

## Ein Sternlein stand am Himmel.

**B**itterliches Weinen im Kinderzimmer . . .

Die Frau Pfarrer hat die Tür geöffnet; sie ist sehr ungehalten. „Natürlich, die Lina ist wieder über alle Berge, und die Kinder können tun und lassen, was sie gerade wollen.“

Die Älteste sitzt am Tisch und sieht nun von ihrem Buch auf, die Zweite steht mit dem Rücken zu ihr und blickt mit einem etwas boshaften, höhnischen Lächeln bald auf die jüngere Schwester, bald auf die Mutter.

„Nun, Leneli, was hats gegeben?“ „Das Seppeli war dumm, und nun weints.“ Dem Seppeli laufen noch die hellen Tränen über die Wangen, und es hält den kopflosen Körper einer Puppe fest an sich gepreßt. Dann, mit plötzlichem Entschluß, streckt es die Gehöpfe der Mutter entgegen und sagt mit zitternder Stimme: „Nun ist sie tot wie die Judenkinder in der Bibel.“

Jetzt wendet sich die Mutter an ihre Älteste: „Änneli, wie wars?“ „Ja, das Leneli wollte das Seppeli's Grufeln lehren, und da fragt's Seppeli, was denn das Grufeln wäre; da sagt's Leneli, das sei so was Schreckliches, wie wenn den Juden in Bethlehem ihre Kinder an den Steinen zerschmettert würden, und da fragt's Seppeli wieder, was denn „zerschmettern“ heiße, und weil grad Seppelis Räte auf dem Tisch lag, nahm's Leneli die an den Beinen und schlug den Kopf gegen den Tischrand, und nun hat's Seppeli alles verstanden, aber die Räte ist entzwei.“

Schwer legen sich der Mutter feine weiße Hände auf Seppelis Schultern. „Hättest du die Puppe nicht auf dem Tisch liegen lassen, so wäre sie dir nicht zer schlagen worden; räume nächstens deine Sachen besser fort.“

Seppeli sieht sein totes Puppenkind an; es meint, nun sei die ganze schöne Geschichte, die ihm der Vater erzählt hat, als es ihn um einen Namen fürs neue Kind gebeten, auch tot; es ist, als dürfe es gar nicht daran denken.

Es nimmt das zerschmetterte, so geliebte Rädchen von Heilbronn, legt es ins Puppenbett und breitet eine Decke darüber. Dann nimmt es sein schwarzes Fußbänkchen, rückt es neben das Bett, setzt sich darauf und denkt angestrengt nach: wenn nun das Leneli wieder was erklären will, so geht vielleicht auch die schöne, feine Gudrun, die auch solch schöne Geschichte hat, entzwei. Seppeli beschließt die Puppe zu retten. Es nimmt die Gudrun aus ihrem Bettchen und bringt sie in des Vaters Schreibzimmer. Da sieht es auf dem einen Bücherbrett ein Buch, das breit und dick ist und oben so goldig glänzt; ein schöneres Bett als dieses goldige läßt sich schwerlich finden. Nachdem Gudrun nun dort schön gebettet ist, geht Seppeli zu den anderen spielen.

Die Kinder saßen beim Abendbrot, als der Vater eintrat und fragte: „Wer von euch hat meine Puppe auf meine Bücher gelegt? Nun liegt sie in tausend Stücken am Boden.“

„Meine Gudrun!“ Mit diesem Schrei wollte Seppeli davoneilen, doch die Mutter hielt sie fest und meinte: „Das geht so nicht weiter.“ Und dabei hatte das Seppeli eine Ohrfeige bekommen. Voll bösen Trostes sah es zur Mutter auf, doch weinte es nicht.

Der Vater hob das Seppeli auf die Schulter und ging mit ihm ins Schreibzimmer. Dort setzte er sich an den Tisch und hob das Kind auf seine Knie. Auf die

Frage, wie denn die Puppe gerade dahin gekommen sei, erzählte das Seppeli, wie es wieder einmal dumm gewesen, und wie es nun aus Angst diese Puppe habe retten wollen und sich so gestreut habe, daß es gleich ein goldnes Bett gefunden.

Dann mußte es doch weinen, und schluchzend sagte es: „Und nun ist alles so häßlich und leer!“

Da hob der Pfarrer sein Töchterchen auf die Schulter und ging mit ihm auf den Hof. Dort war es ganz finster, und von all den vertrauten Gebäuden war nichts zu sehen. Da wurde es dem Kinde Angst und bange, und es schlang seine Ärmchen um des Vaters Hals und bat: „Wollen wir in die Stube gehn, es ist so arg finster, und der ganze Hof ist leer.“

Der Vater ließ das Kind auf seinen Arm gleiten und sagte: „Schau, dunkel und leer ist's, und du meinst, es sei häßlich und unheimlich; aber such nur, Seppeli, such gut! Sieh nach oben und such, bis du was Helles, Schönes findest.“

Das Kind suchte in der Finsternis — und dann . . . ja, das war schön! Ein heller Stern blickte so freundlich und sah grad auf's Seppeli, so meinte es.

„Vater, wie heißt er? Kennst du seine Geschichte?“

„Paß auf, Seppeli, jetzt sing ich dir ein Lied vom Sternlein.“ Und er begann mit seiner vollen weichen Stimme:

Ein Sternlein stand am Himmel,	Ich wußte seine Stelle
Ein Sternlein guter Art,	Am Himmel, wo es stand,
Das tät so lieblich scheinen,	Trat abends auf die Schwelle
So lieblich und so zart.	Und suchte bis ich's fand.

So mocht' ich lange stehen,  
Hatt' große Freude mir  
Das Sternlein anzusehen,  
Und dankte Gott dafür.“

„Als es mir einmal auch so finster schien, fand ich diese Worte, und sie freuten mich so, daß ich sie singen mußte. So, Seppeli, nun sieh dir noch einmal das Sternlein an, und dann wollen wir zur Mutter gehen.“

An des Vaters Hand konnte das Seppeli mit seinem Troß der Mutter gegenüber gut fertig werden und ihr alles richtig erzählen. Und als der Vater dann sagte: „Und jetzt will das Seppeli noch etwas sagen,“ da kam es ganz wie von selbst von des Kindes Lippen: „Mutteli, bitte verzeih, daß ich so arg trotzig bin.“

Nachdem es seinen Verzeihungsfuß bekommen hatte, ging es um vieles ruhiger schlafen. Als es mit der Mutter gebetet hatte, kam der Vater wie jeden Abend ins Kinderzimmer, um zum Schluß des Tages mit den Kindern einen Abendchoral zu singen. Das Seppeli hat wohl nie wieder im Leben mit so innigem Verstehen das Lied gesungen:

„Der Mond ist aufgegangen,  
Die goldnen Sternlein prangen  
Am Himmel hell und klar.“

Und als der Vater dem Seppeli den Gutenachtfuß gegeben hatte, schlang es seine Armlein um des Vaters Hals und flüsterte bittend: „Vater, sing noch einmal dein Lied vom Sternlein!“

## Gewissensbisse.

Sechs und sieben Jahr alt waren sie, Doktors Jüngste. Ganz früh am Morgen liefen sie in den Garten, nach den Stachelbeeren sehn, und wie freuten sie sich, denn fast reif waren die Beeren. Das mußte der Mutter gesagt werden!

Die Mutter war besorgt, die Kinder könnten von den Beeren gegessen haben; aber ganz grade sahen die

beiden Mädels ihr in die Augen und konnten ruhig verneinen.

Nun war aber in den Kindern der Gedanke aufgesprungen, daß man ja wohl etwas von den Beeren versuchen könne. Der Kleineren kam der Gedanke zuerst, und sie teilte ihn flugs der Schwester mit. Die hatte Bedenken und meinte, es sei doch nicht recht, und sicher würden sie zur Strafe krank werden.

Dies alles sagte sie sehr langsam und auch recht unsicher, denn innerlich fühlte sie, daß es ja doch damit enden würde, daß sie sich dem Willen der Jüngerer, aber energischeren Schwester fügen werde. Und die benutzte noch eine List, um die Schwester zu überreden: dem kleinen fünfjährigen Rutschersohn Abele, dem sollten sie die Freude machen und ihn mit in die Stachelbeeren nehmen.

So zogen sie denn alle drei ganz fröhlich in den Garten. Jedes der Drei machte sich an einen Strauch, und jedes aß auf seine Weise. Der Abele Futterte drauf los, sah weder rechts noch links, sondern suchte, während er laut schmagend die Beeren kaute, mit den Augen nach den nächsten. Angst hatte er gar keine, denn die Madeln mußten ja aufpassen und sich seiner annehmen, falls Entdeckung drohte. Die Kleine aß auch reife und halbreife Beeren durcheinander, hatte sich aber so gesetzt, daß sie gedeckt war und doch den Weg übersehen und auch die Große beobachten konnte, die sehr vorsichtig nur die reifen Beeren herausuchte und dabei immer wieder ihre Blicke auf die Gartentpforte richtete. Dieser Platz war ihr von der Kleinen mit den Worten zuerteilt worden: „Du bist die Älteste und mußt uns Zeichen geben, damit wir uns verstecken können.“

Nun konnte die Große sich an den Beeren gar nicht recht freuen, denn sie wußte, falls ihre Unart entdeckt

würde, verschwand die Kleine, leugnete alles, und sie würde dann, voller Trost, sich strafen lassen. Fortzulaufen wagte sie aber nicht; sie stand zu sehr unter dem Einfluß der Kleinen.

Da wurden sie gerufen und liefen alle drei dem Hause zu. Die Mutter fragte: „Wart ihr in den Stachelbeeren?“ und hurtig erwiderte die Kleine: „Nein, Mutti, wir spielten mit Ubele.“ Die Große und der Ubele schwiegen, und letzterer machte sich schnell aus dem Staube.

Die Mädels spielten nun bis zum Abend, doch zuletzt gerieten sie in Streit, weil die Große vor dem Abendgebet ihre Schuld der Mutter eingestehen wollte. Dem widersetzte sich die Kleine heftig und drohte: „Dann werd' ichs allen Menschen sagen, daß du immer Angst vor mir hast.“ Eingeschüchtert schwieg die Ältere, während große Tränen über ihre Wangen rannen.

Nach dem Abendgebet lag sie noch lange wach, und in ihrer lebhaften Phantasie sah sie auf den Vorhängen, die das Kinderzimmer vom Wohnzimmer trennten, verzerrte Gesichter, und alle schienen sie Ihr Fragen zu schneiden und sie zu verlachen, weil sie so gar keinen Mut hatte und nie das tat, was sie wollte und für recht hielt, sondern immer das, was die andern verlangten; und sie kam sich so erbärmlich vor und betete: „Sieber Gott, laß mich's doch der Mutter sagen können.“ Dann schlief sie ruhig ein, denn sie meinte, nun werde sie's der Mutter erzählen können.

Jeden Abend wiederholte sich nun diese kleine Tragödie. Mit dem Winter kamen neue Eindrücke. Am Abend fangen sich die beiden Mädels in den Schlaf; dadurch wurde sie ganz ruhig, und keine häßlichen Gesichter oder Gedanken schreckten sie mehr. Allmählich tauchte das Schuldbewußtsein der Mutter gegenüber nur noch hin und wieder auf, und erst als sie zehn Jahr alt und zum ersten Mal von der Mutter getrennt war, quälten sie wieder die Ge-

danke, und es schien ihr, als würde Gott sie nun strafen, indem er entweder sie oder die Mutter sterben lassen würde, ohne daß sie ihre Schuld hätte eingestehen können.

Einige Monate vor ihrem elften Geburtstag kam die Mutter, und nun wollte sie es ihr ganz bestimmt sagen, schon aus Dank, weil Gott die Mutter wieder mit ihr vereint hatte; aber die Mutter war kühl wie immer, ja sogar abweisend, und da sank ihr wieder der Mut.

Eines Nachts hatte sie einen Traum, daß der Großvater auf einer Bank im Garten geessen und noch etwas habe sagen wollen, aber tot hingefallen sei. Sie wachte auf, und nun packte sie eine Angst, sie könne auch so plötzlich sterben, und dann würde sie ja sicher nicht in den Himmel kommen, und in ihrer großen Seelenangst fand sie den Mut, die Mutter anzurufen.

Schüchtern fragte sie: „Mutti, muß man, wenn man schon längst was Schlimmes getan und es bereut und auch den lieben Gott um Verzeihung gebeten hat, muß man es auch den Menschen sagen?“ Worauf die Mutter erwiderte: „Gott will, daß wir uns nicht nur ihm anvertrauen, sondern uns überwinden und den Menschen unsere Schuld eingestehen.“

Schweigen . . . dann, nach einigen Minuten, von einem schweren Seufzer begleitet: „Mutti, damals, als wir auf dem Lande lebten, glaubtest du uns, als wir sagten wir hätten keine Beeren geessen, aber ich sprach die Unwahrheit, ich hatte doch welche geessen.“

Und voll Bangigkeit wartete sie auf der Mutter Antwort . . . Die kam gar nicht, sondern die Mutter lachte, lachte, weil solch eine Kleinigkeit so ernst genommen wurde.

Ganz leise weinte das Kind nun in sein Kissen hinein: „Lieber, lieber Gott, ich werd's doch immer nur dir allein sagen.“

---

---

## Drei Weihnachten.

Es war 1897, als mein Vater Pfarrer in einer Gemeinde Südrußlands war. Der Vorgänger meines Vaters, der vierzig Jahre in dieser Gemeinde gelebt, hatte es nicht verstanden, die Leute vor dem Einfluß der russischen Nachbardörfer zu retten, und damit hing es zusammen, daß sich die meisten Bauern dieser Kolonie dem Trunke ergeben hatten. Die Gemeinde war sittlich verkommen, und es waren die schlimmsten Verbrechen begangen worden, weil der Pfarrer sich seines Amtes als Seelenhirt nicht bewußt geworden war. Totschlag in der Trunkenheit kam nicht selten vor. Manch einer war wegen Falschmünzerei nach Sibirien geschickt worden. Neben diesem inneren Schmutz herrschte auch eine unglaubliche äußere Unsauberkeit, so daß es Ausfällige und Skorbutkranke gab. Natürlich standen Kindererziehung und Unterricht auf einer ganz niedrigen Stufe. Von Noah behauptete ein Konfirmand, er hätte am Ende des Dorfes bei der Brücke gelebt, und eine Konfirmandin erzählte, Jesus sei am Flecktyphus gestorben. Mein Vater hatte diese Gemeinde übernommen, gerade weil sie so verwahrlost war, um sie durch Liebe und Geduld zu heben. Zweieinhalb Jahre hatte er bereits gegen all das Böse in der Gemeinde gekämpft und gemeinsam mit meiner Mutter viel Elend gelindert.

Es waren schwere Jahre gewesen, denn er hatte gegen einen heftigen Gegner anzukämpfen. Das war der Küsterlehrer des Dorfes namens Töterer, der nach dem Tode des alten Pfarrers bis zum Amtsantritt meines Vaters die Gemeinde in schlimmer Weise und mit böser Absicht beeinflusst hatte. Er spielte mit den Leuten Karten,

wobei er falsch spielte, sie um ihr Hab und Gut brachte und sie zu seinen Schuldnern machte. Langte einer nicht nach seiner Pfeife, so nahm er ihm die ihm verspielten Häuser und Felder. Bei dem im Dorfe herrschenden Aberglauben ist es verständlich, daß es da noch eine Zauberin gab, die den Leuten aus der Bibel weisagte, was Töterer für sich ausnuzte, indem er durch Zahlungen dafür sorgte, daß sie den Leuten das gebot, was er wünschte. Viel Segen hatten meine Eltern der Gemeinde gebracht, und sie wurden von der ganzen Gemeinde geliebt, doch wagte es nur ein kleiner Teil der Leute, dies offen zu zeigen.

Es war kurz vor Weihnachten, und mein Vater hatte, wie jedes Jahr, einen gemischten Chor einstudiert. Zum ersten Mal sollten auch die Schulkinder mitsingen. Am letzten Schultag kam die Tochter unseres Rutschers von der Schule in unsere Küche und verlangte meine Mutter zu sprechen. Sie erzählte sehr aufgeregt, daß der Töterer allen Kindern verboten habe, in der Kirche zu singen und überhaupt in die Kirche zu gehen, da er um die Gottesdienstzeit im Schulhause einen Weihnachtsgottesdienst halten werde. Der Pfarrer könne sich in der leeren Kirche selbst die Orgel spielen, denn von der „großen Gemeinde“ — so hießen Töterers Anhänger — würden alle zu ihm kommen, und er rate es der „kleinen Gemeinde“ auch. Dann sei in der Schule ein Junge aufgestanden und habe gesagt, daß die Kinder, deren Eltern es wünschten, doch zum Pfarrer gehen müßten, und da habe der Töterer den Jungen mit einem Holzseil so geschlagen, daß dessen Hüfte zerschmettert sei. Später kam einer der Kirchenältesten und meinte, es sehe schlimm aus, denn außer den Städttern und ihm werde wohl niemand zum Gottesdienst kommen; alle fürchteten den Zorn Töterers. Meine Eltern besuchten den schlimm zugerichteten Jungen und verbanden ihn.

Ich habe ihn später nie wieder laufen sehen, er ging immer auf Krücken.

Am Morgen des 24. Dezember schickte meine Mutter meine älteste Schwester und mich in Begleitung unserer Bonne zur Stadt, wobei sie uns einschärfte, nicht zu verraten, zu wem wir führen. Es war eine herrliche Fahrt, wir flogen nur so durch die Steppe, und die Schlittenglocken klangen fröhlich und weihnachtlich. Meine Schwester ließ zuerst zur Baronesse Elsner, der Leiterin des Progymnasiums, dann zu Baron Wolff fahren, die beide zum Abend aufgefordert wurden, und von dort fuhrn wir zum Chef der Gendarmerie Shukoff. Er erhielt genau solch einen Brief wie die anderen. Dann fuhrn wir sofort zurück, um nicht von einem Schneesturm überrascht zu werden, der zu drohen schien. Zwei Stunden nach unserer Ankunft herrschte im Dorfe große Aufregung, denn ein berittener Gendarm sprengte die Dorfstraße entlang und bog dann zum Hause Töterers ein. Bald darauf fuhr der Töterer in Begleitung des Gendarmen zur Stadt. Wie ein Lauffeuer verbreitete sich die Nachricht durchs ganze Dorf: der Töterer sei zur Stadt abgeholt worden, alle könnten zum Pfarrer in die Kirche gehen. Damals habe ich meiner Mutter Augen hell aufleuchten sehen, und mit diesen Weihnachtsaugen ging sie in meines Vaters Studierstube, und wir hörten sie sagen: „Heinrich, ich muß dir schon jetzt dein Weihnachtsgeschenk geben!“ Das klang wie ein Jauchzen. Und dann erzählte sie ihm, daß sie die Städter gebeten habe, ganz bestimmt zu kommen, da man vielleicht Zeugen brauchen werde. Dem Gendarmenchef habe sie von Töterers Treiben berichtet, und dieser sei nun zur Stadt abberufen worden. Später kamen die Städter, und wir gingen alle in die festlich erleuchtete Kirche, die brechend voll war. Baron Wolff hatte alle

seine lutherischen Soldaten mitgebracht, Deutsche, Esten und Letten. Mein Vater hatte unser Harmonium in die Kirche tragen und vor dem Altar aufstellen lassen. Während des Gottesdienstes spielte er selbst das Harmonium. Der Chor hatte sich um das Harmonium gruppiert. Auch ich gehörte zum Chor und durfte trotz meiner sieben Jahre schon im Alt mitsingen. Wir Pfarrmädels waren etwas stark erregt und fürchteten für den Vater, da auf ihn vor einigen Wochen schon geschossen worden war. Wir sahen zur Mutter hinüber, die keinerlei Unruhe, nur Weihnachtsfreude zeigte. Da wurden wir auch ganz weihnachtsfroh. Mein Vater sprach ein so wundervolles Weihnachtsgebet, das er mit dem Verse seines Liedes schloß:

„Atmesdemut uns bescher,  
 Lieb und Einigkeit gewähr;  
 Nimm die Zwietracht überall,  
 In und unter uns zumal . . .“

Da brauste die Orgel, und vom Orgelchor herab klang es: „Bozhe, Zarja chrani!“ \*) Mein Vater wandte sich zur Gemeinde, und auf seinem Gesicht kämpften Schmerz und Jörn. Dann ging ein helles Leuchten darüber, und seine Augen strahlten uns alle so voll Liebe und Zuversicht an, daß man die Leute sagen hörte: „Seht nur, unser Pfarr!“ Als eben die letzten Klänge verhallten, ging mein Vater ruhig zum Harmonium, und gleich darauf klang seine Stimme machtvoll vertrauend, fast jauchzend: „Ein feste Burg ist unser Gott, Ein gute Wehr und Waffen.“ Wie ein Mann stand die ganze Gemeinde auf, und ich werde wohl nie vergessen, welches ein starkes Gefühl es gibt, wenn so eine ganze Gemeinde triumphiert: „Und wenn die Welt voll Teufel wär . . .“ Der Lötterer, der aus der Stadt zu früh entkommen war, fuhr wohl

\*) „Gott, sei des Zaren Schutz“ — die russische Nationalhymne.

wieder mit der russischen Nationalhymne darein, aber wir alle hörten nichts davon, wir erlebten zu sehr unser Schutz- und Truglied.

Die Zeugen waren späterhin sehr wichtig, da der Töterer meinen Vater dafür anzeigte, daß er nicht erlaubt hätte, die Nationalhymne in der Kirche zu singen.

\* \* \*

Weihnachten vor Ausbruch des japanischen Krieges hatte mein Vater, der damals in Petersburg Gefängnisprediger war, die Gefängnisverwaltung gebeten, den lutherischen Gefangenen aller Nationalitäten einen Weihnachtsgottesdienst mit brennenden Bäumen halten zu dürfen. Zwei Jahre hintereinander war sein Gesuch abschlägig beschieden worden. Ich wußte, wie er seine Gefangenen und Irren — er bediente auch die Irrenanstalten — liebte, und wie weh es ihm tat, den Gefangenen keine frohe Weihnachtsstimmung schenken zu können. Nun, im dritten Jahre, traf auf nochmalige Bitte hin einen Tag vor Weihnachten eine zustimmende Antwort ein. Das größte Weihnachtsgeschenk machte mit mein Vater damit, daß er mir erlaubte, ihn ins Gefängnis zu begleiten. Auf dem Markte vor dem Gefängnis erstanden wir zwei gleiche mannshohe Weihnachtsbäume und außerdem Tannenzweige, und dann durfte ich viele Packen Lichte kaufen. Es war uns nicht erlaubt den Gefangenen etwas zu schenken, nicht einmal Pfefferkuchen oder ein Büchlein. Während ich die kleine düstere Kirche schmückte und die Bäume mit Lichten besteckte, schlug mein Vater die verschiedenen Agerden auf, denn er wollte einem jeden das Weihnachtsewangeliem in seiner Sprache lesen. Es waren auch finnische, estnische und lettische Gesangbücher da, nach denen man die Liederzettel aufschreiben mußte.

Als dem Wächter gemeldet wurde, daß die Gefangenen kommen dürften, war ich sehr aufgeregt, wie die Gefangenen diese Feier wohl aufnehmen würden. Hinter mir die strahlenden Lichterbäume, die den Verbrechern von der Liebe Gottes sprechen sollten, vor mir eine Schar Sträflinge, die widerwillig sich zur Kirche treiben ließ. Ich sah meinen Vater traurig und enttäuscht an, da setzte er sich an das Harmonium und spielte „Stille Nacht, heilige Nacht“; leise und lockend tönend die Klänge den düsteren Gang entlang. Eine Unruhe ging durch die Männer, dann ordneten sie sich paarweise und schritten der Kirche zu. Beschreiben läßt sich das nicht, was ich damals schauen durfte; ich will versuchen ein kleines Bild davon zu geben. Die Männer näherten sich der Kirchentür, und nun hatten die ersten die Bäume erblickt, stugten, und dann kamen sie zögernd die Stufen herab, und wie einer an mir vorbei ging, da sah ich, daß ihm die hellen Tränen über die Wangen rannen. Nun waren alle Männer in ihren Bänken. Fast alle knieten nieder, viele hörte man schluchzen. Wer das nicht erlebt hat, weiß nicht, was es heißt, wenn so ein fahlgeschorener Mensch in Sträflingskleidern niederkniet, ohne daß es ihm jemand gesagt hätte, und aufschluchzt vor Scham, Weh und Sehnsucht . . .

Die Frauen kamen. Sie wurden vom Wächter bereits im Gang wegen lauten Schwagens berufen. Sie kamen herein; nichts von Ergriffenheit, sie lachten und schienen Glossen zu machen; jedenfalls mußte der Wächter sie immer wieder zur Ruhe ermahnen. Ich war damals noch ein Schulmädchel, aber ich empfand es schwer, daß die Frau, wenn sie verkommt, seelisch tiefer sinkt als der Mann. Die Frauen sangen kaum mit. Aber die Männer! Immer wieder mußte ich mich fragen: „Ja, können denn Gefangene so weihnachtsfroh singen?“ Ich konnte ganz

genau erkennen, wo Letten, Esten, Deutsche und Finnen saßen, denn die Gesichter wurden so gespannt, wenn mein Vater das Weihnachtsevangelium in der Sprache eines dieser Völker las. So mancher faltete unwillkürlich die Hände. Als mein Vater dann niederkniete und als Schlußgebet das Sündenbekenntnis sprach, da knieten alle nieder, und da strömten auch mir die Tränen über die Wangen.

Als wir nach Hause fuhren, quälte mich der Gedanke: „Wollten die Frauen nicht Weihnachten feiern, oder konnten sie es nicht mehr?“ Mein Vater meinte, die meisten konnten es nicht mehr.

\* \* \*

Hunger und Elend — und Weihnachten! Infolge der Bolschewistenherrschaft waren wir alle zu Bettlern geworden. Vier Glieder unserer Familie waren bereits verhungert. Meine drei kleinen Kinder und ich hatten kaum das tägliche Brot, trotzdem ich Tag und Nacht arbeitete. Mein Mann war an der Front verschollen. Unser Weihnachtsbaum war ein Tannenzweiglein mit vier Lichtchen. Wir hatten jeden Nachmittag Adventslieder gesungen und waren in froher Weihnachtsstimmung. Und nun, wo das Fest da war, da fehlte es mir doch an Kraft, froh zu sein. Am Morgen des 24. Dezember fragte mich mein fünfjähriges Töchterlein, ob wir denn keine Pfefferkuchen hätten und auch keine backen würden. Da erzählte ich den Kindern, daß ich am Abend mit ihnen zur Kirche gehen würde und wir uns alle dort an den Bäumen recht freuen wollten; und später, zu Hause, würde ich ihnen viele schöne Weihnachtsgeschichten erzählen. Meine beiden Großen freuten sich, daß sie mit ihren sechs und fünf Jahren im Kinderchor mitsingen durften. Die zweijährige Jüngste nahm ich mit auf das Orgelchor, wo ich den gemischten Chor der Erwachsenen leitete, während die Pfarrerin im Altarraum

beim Kinderchor war. Ich fürchtete die ganze Zeit, daß ich die Kraft verlieren und in Tränen ausbrechen würde. Da jubelte meine Kleine durch die ganze Kirche: „Lichte, viele, viele Lichte!“ Die Bäume waren angezündet worden, und nun sah ich Weihnachtsfreude in meines Kindes Augen erstrahlen. In einem Augenblick war mir all unser Elend verblaßt, und ich wußte, ich würde jetzt auch aus frohem Herzen hinausjubeln können: „O du fröhliche.“

Da setzte der Posaunenchor ein: „O du fröhliche“ . . . Ein herzerreißender Schrei klang durch die Kirche. Ich erkannte meines Jungen Stimme und wollte hinunter eilen, — aber da stand mein Chor, ich mußte gleich einsetzen, durfte meinen Posten nicht verlassen, und unten war mein Bub aus den Reihen der Kinder getreten, hatte seinen Blondkopf auf die Kniebank des Altars gelegt und schluchzte herzbrechend. Der junge Pfarrer war mir ein lieber Freund, er kam aus der Sakristei und trug meinen Buben dorthin. Als er später zum Altar schritt, führte er erst den Kleinen zum Schwesterchen. Da standen die zwei Menschlein und sangen mit den anderen so tapfer ihre Lieder.

Als ich oben meine Pflicht getan, eilte ich hinunter. Nach Schluß des Gottesdienstes erfuhr ich dann, daß meinen Buben der Bläserchor an frühere Weihnachten erinnert hatte, wo der Vater unterm Weihnachtsbaum auf seinem Horn „O du fröhliche“ geblasen hatte.

### **Erlöse uns von dem Uebel.**

**S**ch war ein ganz junges Ding, als ich von meinem Vater die Erlaubnis erhielt, im Kindergottesdienst mitzuarbeiten. Ich arbeitete an Kindern, die sich erst eben zum Kindergottesdienst gemeldet hatten. Mit großen Augen

sahen sie sich in der Kirche um, und als die Orgel das Vorspiel begann, drehten sie sich alle wie auf Kommando um und starteten auf das Orgelchor. Das Singen schien ihnen allen zu gefallen. Als sie später die Geschichte vom guten Hirten hörten, da sah ich, wie es in den Seelen der kleinen Menschen lebendig wurde, und an dem Leuchten der Augen merkte ich, daß ein Licht in der Seele der Kinder aufgegangen war, das hell leuchtete. Als wir später das Lied „Weil ich Jesu Schäflein bin“ sangen, da nickten mir einige Kinder zu. Ich verstand dieses Nicken, es hieß: wir wissen gut, wer die Schäflein und wer der Hirte ist.

Als der Gottesdienst zu Ende war, ging ich mit meiner kleinen Schar noch etwas in den Kirchengarten, wo ich die Kinder nach ihrer Adresse und ihrem Zuhause fragte. Ein kleines, etwa achtjähriges Mädelchen war ganz dicht an mich herangerückt. Ich hatte es daraufhin gleich fragen wollen, denn ich meinte, es eile nach Hause, aber es wehrte ganz erschrocken mit den Worten „Bitte zu allerlezt“ ab. Nun saß ich mit dem kleinen Mädelchen ganz allein. Es hieß Grete Nuser, und der Vater war Arbeiter, die Mutter Wäscherin. Grete war die älteste von fünf Geschwistern und mußte zu Hause hart arbeiten. „Und zu Hause bei uns ist es schrecklich, weil Vater das Trinken nicht lassen kann; er sagt, der Branntweinteufel habe ihn gepackt, und er komme nicht mehr los von ihm. Mutter schickte mich in den Kindergottesdienst, aber Vater darf das nicht wissen, Mutter sagt, er glaube nicht an Gott, er glaube nur an den Branntweinteufel.“ Bei mir stand es fest, noch an demselben Tage zu den Nusers zu gehen, denn da mußte sicher vieles zurechtgerückt werden. Ich begleitete Grete noch ein Stück und eilte dann nach Hause.

Etwas bange war mir doch, als ich am Nachmittag zu den Nusers ging. Mir fiel ein Vers eines Kirchenliedes

ein, das mein Vater zu des Kaisers Geburtstag immer in der Kirche singen ließ: „Und wenn in meinem Amt ich reden soll und muß, so gib den Worten Kraft und Nachdruck ohn' Verdruß.“ Diese Zeilen sagte ich immer wieder still vor mich hin. — Sie wohnten in einem elenden Häuschen, die Nusers. In der Stube sah es aber freundlich und ordentlich aus. Man sah, die Frau hielt auf Ordnung und Sauberkeit trotz der bitteren Armut. Grete strahlte, als sie mich sah, und führte mich zur Mutter. Der Vater war ausgegangen. Die Frau war eines Dorfschulmeisters Tochter und hatte bessere Tage gesehen. Der Mann hatte sich das Trinken angewöhnt und war dadurch so heruntergekommen, daß er seine einträgliche Meisterstelle verloren hatte. Seit der Zeit arbeitete sie auch. Ich sagte der Frau, daß es mir nicht richtig scheine, daß Grete ohne Wissen des Vaters in die Kirche gehe. Während wir noch sprachen, kam der Nuser zurück; die Frau und auch Grete erschrafen. Ich stand auf, ging Nuser entgegen, und sagte ihm, daß ich Lehrerin im Kindergottesdienst sei und gerne die drei ältesten Kinder jeden Sonntag in der Kirche haben möchte und später zum Mittag zu meinen Eltern. Er sah mich erstaunt an, dann reichte er mir die Hand: „Top, Fräulein, das laß ich gelten, erst die Seele, dann den Leib, die Seele allein, das taugt nicht und hält nicht lange vor.“ Ich verabschiedete mich gleich, und Nuser kam mich auf meine Bitte hin begleiten. Wir sprachen über sein Trinken. Er sagte, daß er die Kinder liebe und immer wieder versucht habe, das Trinken schon um ihretwillen zu lassen, „aber“, schloß er, „der Branntweinteufel hat mich gepackt und läßt mich nicht los. Ich bin ein hoffnungsloser Fall, kleines Fräulein.“ Aus meinem Kinderglauben heraus meinte ich: „Vielleicht tut Gott ein Wunder und macht Sie vom Branntweinteufel frei.“ „Nein, Fräuleinchen,

Wunder stehen nur in der Bibel, und an die glaubt heutzutage kein vernünftiger Mensch mehr.“ Wir trennten uns.

Jeden Sonntag war Grete mit ihren zwei Brüdern in der Kirche und dann bei uns. Sie waren zutunlich und doch bescheiden. Grete hatte immer sehr viel auf dem Herzen. Am meisten quälte es sie, daß der Vater noch immer das Trinken nicht ließ, trotzdem sie den lieben Gott doch abends und morgens bat, dem Vater zu helfen. Grete sagte, der Vater werde bald seine Stelle verlieren, er sei kaum noch nüchtern. Am nächsten Sonntag fehlten die Kinder. Ich ging hin und erfuhr, daß der Vater verboten habe, daß sie zur Kirche gehen, auch zu uns sollten sie nicht mehr kommen. Grete weinte. Ich tröstete sie und versprach ihr eine biblische Geschichte mit Bildern zu bringen. Ich sagte ihr, sie solle nur fleißig und brav sein, der Vater brauche viel Liebe, und beten für ihn könne sie doch auch. Ja, alles wollte sie tun, so von Herzen gern, wenn der Vater dadurch nur wieder „unser lieber Vater“ würde.

Nach einiger Zeit brachte mir Grete das biblische Geschichtenbuch wieder zurück, der Vater erlaube nicht, daß sie es habe, er drohe so oft, wenn sie „das verfluchte Beten“, sagte er, nicht lassen könnten, würde er sie alle erschlagen; es sei vielleicht überhaupt das Beste. Die Mutter und sie hätten solche Angst und ließen die Kleinen nie mehr mit dem Vater allein. Und dann sagte sie mit solch einem lieben Ausdruck im Gesicht: „Aber ich bete immer ganz still das Vaterunser, und wenn ich bete: „Erlöse uns von dem Übel“, dann meine ich den „Branntweinteufl“. Ich begleitete die Kleine noch eine Strecke, und als wir uns trennen mußten, küßte ich sie. Da schlang sie beide Ärmchen um meinen Hals und

flüsterte: „Nicht wahr, Gott kann helfen?“ Ich nickte nur stumm, dann ging das Kind.

Am Abend klingelte es, und die Magd meldete, daß ein Mann, der stark nach Branntwein rieche, mich sprechen wolle. Etwas unheimlich war mir dieser Besuch des Rufer, denn der mußte es sein. Ich nahm meinen Hund mit ins Vorzimmer. Ja, da stand der Rufer, totenblaß, mit entsehten Augen. Ich wollte ihm die Hand reichen, aber er versteckte beide Hände auf dem Rücken. „Ich muß mich bei der Polizei melden“, stieß er dann hervor. „Rufer, was haben Sie denn angerichtet? Kommen Sie hier ins Arbeitszimmer meines Vaters und erzählen Sie alles“, sagte ich. „Ja, ja, Fräuleinchen, deswegen bin ich ja gekommen, alles sollen Sie hören, alles.“ Als wir in meines Vaters Zimmer waren, wollte er sich nicht setzen, aber dann brach er zusammen, fiel auf einen Stuhl, legte die Arme auf den Tisch und schrie plötzlich laut auf: „Ihr Wunder ist geschehen, Fräuleinchen, ein Gotteswunder! Ich bin kein Trinker mehr!“ Er schwieg und atmete schwer. Ich sagte aus tiefster Seele: „Gott sei Dank!“ „So? Meinen Sie wirklich? Ob Sie das auch sagen werden, wenn Sie alles wissen, Fräuleinchen? Ich werde Ihnen aber erst erzählen, wie dies Wunder geschah. Ich bin seit gestern ohne Arbeit, Sie wissen schon, des Trinkens wegen. Nun trank ich, bis ich nicht mehr konnte, um nur nicht an das Elend, das nun kommen mußte, zu denken. Ich versuchte nach Hause zu gehen, aber blieb auf der Straße liegen. Ich wurde auf die Polizei gebracht.“ — Gott sei Dank, dachte ich, also darum muß er sich dort melden. — „Dort kam heute am Morgen meine Frau mich suchen. Na, daß ich ihr grade keine Schmeicheleien sagte, können Sie sich denken. Zu Hause legte ich mich hin und gab eher keine Ruhe, als

bis meine Frau mir selbst das Teufelsgetränk holen ging. Ich schickte die Grete mit dem Buch zu Ihnen. Ich wollte allen so recht weh tun, deshalb schickte ich die Frau und dann die Grete, die sollten sich mal quälen, das machte Freude. Ich war auch neugierig, ob sie mir gehorchen werden, ob sie aus Angst vor mir etwas tun würden, was gegen ihr Gewissen ist. Ja, und dann trank ich. Und drohte, alle tot zu schlagen, und es machte mir Spaß zu sehen, wie sie alle vor mir Angst hatten. Ja, Fräuleinchen, und dann schlief ich ein und wachte erst auf, wie es schon schummrig war. Die Kinder schliefen schon, nur die Grete war wach, und ich hör, sie betet. Halt's Maul! schrie ich, oder ich erschlag Dich! Das Kind ist still, kniet aber weiter.“ Rufer stand auf, reckte sich, wischte sich mit der Hand über die Augen, dann sah er auf seine Hände und schwieg. Dann schrie er wieder auf: „Ach, das Wunder, das Wunder!“

Jetzt blieb er vor mir stehen. „Nun, Fräuleinchen, jetzt werden Sie gleich sehen, ob es ein Gotteswunder ist. — Das Kind kniet also. Ich will es noch mehr erschrecken und spring aus dem Bett. Das Kind zuckt zusammen, aber kniet noch immer ruhig weiter. Da werd ich rasend, ich nehm das Beil und stolpere zum Bett. Das Kind schreit in seinem Schreck sein Gebet: Und erlöse uns von dem Übel! Ich schrei: Da kann ich Dir dazu helfen! und erschlage, ja erschlage mein eigenes Kind. Ja, Fräuleinchen, das war das Gotteswunder!“ Dann schrie er mich an: „Ist das nicht ein Teufelswunder?“ Und leiser fuhr er fort: „Ich bin neben dem Bett niedergestürzt und habe gefleht: Gretli, sei nicht so still, Gretli bleib am Leben, kein Tropfen soll mehr über meine Lippen von dem Satanstrank! Ich hab mich über ihr blutiges Köpfchen gebeugt, hab ihre kleinen

Händchen gefaßt und immer wieder gekiebt. Dann sagte ich: Gretli, Du hast Deinen Vater vom Übel erlöst. Schlag noch einmal Deine Augen auf und sieh mich an, sag, daß Du mich liebst. Da fühl ich, wie ihre kleine Hand meine ganz schwach drückt. Dann war es aus. Nun geh ich mich anzeigen; ich hab's meiner Frau aufgeschrieben; sie war Wäsche abliefern gegangen. Fräuleinchen, gehen Sie jetzt hin, helfen Sie ihr."

Ich saß und hatte nur einen Gedanken: wie ihm helfen, daß er nicht verzweifelt? Ich sagte ihm, daß sein Gretli das Gotteswunder in seinem Leben gewesen sei, das könne man doch daraus sehen, daß es ihn bis zuletzt stark und treu geliebt habe, da es nicht versucht hatte, des Vaters Hand abzuschütteln, sondern sie festgehalten und gedrückt hatte. Da sagte er ganz still, während ihm die Tränen über die Wangen flossen: „Ja, das Gretli war ein Gotteswunder!“ Ich sagte ihm, daß ich in die Hand, in der Gretlis gelegen, noch einen Zettel mit einigen Zellen legen möchte, die ihm helfen könnten das Wunder zu erfassen und nicht zu verzweifeln. Dann schrieb ich ihm den Vers auf:

„Der Herr ist noch und nimmer nicht  
 Von seinem Volk geschieden,  
 Er bleibet ihre Zuversicht,  
 Ihr Segen Heil und Frieden.  
 Mit Mutterhänden leitet er  
 Die Seinen stetig hin und her.  
 Gebt unsrem Gott die Ehre.“

Er las den Vers durch, dann bat er unter Schluchzen: „Singen Sie das, bitte, zu Gretlis Beerdigung.“ Ich konnte nur nicken, denn mir selbst liefen die Tränen über die Wangen. Als ich ihm die Hand zum Abschied gab, wußte ich, er geht nun, um still seine Strafe auf sich zu nehmen.

Wir hatten Gretli beerdigt. Wie furchtbar es gewesen war, die Mutter an Gretlis Totenbett zu erwarten, davon schweige ich lieber. Der Ruser war zu lebenslänglicher Haft verurteilt worden und nun im Gefängnis, wo er fleißig arbeitete, damit er mehr als seinen Unterhalt verdiene und dies Mehr den Seinen zu gute käme. Da mein Vater in der Stadt Seelsorger in den Gefängnissen war, so gehörte Ruser mit zu seiner Gemeinde, und wir erfuhren durch meinen Vater nur Erfreuliches über mein Sorgenkind. Rufers heißester Wunsch war, freizukommen, um an seinen Kindern wieder gut zu machen, was er gefehlt. Mein Vater hatte sich wiederholt an die betreffenden Instanzen gewandt, aber erst nach drei Jahren gelang es, den Ruser den Seinen zurückzuführen. Er war, als er die Tat begangen hatte, ja nicht bei Sinnen gewesen.

Mein Vater hatte schon für Arbeit für den Ruser vorgesorgt. Der arbeitete fleißig, saß am Abend bei den Kindern, las ihnen vor und lehrte sie lesen und schreiben. Er sagte mir, daß er sich jeden Tag von neuem darauf freue, nach Hause zu kommen und mit dem Freudengeschrei „Vater, Vater“ begrüßt zu werden.

Es waren zwei Jahre vergangen, da kam der älteste Ruserbub mich abholen, der Vater sei verunglückt. Unterwegs erzählte er mir, der Vater sei erst ins Hospital gebracht worden, weil er aber so sehr nach Hause verlangt hätte, habe der Arzt gemeint, er könne ja auch zu Hause sterben. Als ich bei den Rufers eintrat, rief Ruser mir mit schwacher Stimme entgegen: „Jetzt ist das Wunder erst ganz! Sehen Sie“, fuhr er fort, „gestern ging ich an einer Weinhandlung vorbei und dachte: einen guten Wein könntest du dir dazwischen erlauben. Und das hat das Gretli gehört und ihrem lieben Gott gesagt, damit er mich nicht verderben lasse. Da hat er mir heute durch

die Maschine den Arm abgerissen, den, mit dem ich mein Gretli erschlagen habe. Wie ich wieder zu mir gekommen bin, da mußte ich denken: was war das nur wieder für eine Hilfe von dem da oben? Und dann verstand ich, daß es der Schluß des Wunders war. Der da oben wußte, daß ich leicht hätte wieder schlecht werden können, dem Branntweinteufel in die Neße gegangen wäre. Da nimmt er mich lieber zu sich unter Kontrolle.“ Er schwieg und lag still mit geschlossenen Augen. Plötzlich öffnete er die Augen und fragte: „Er wird mich doch nicht vom Gretli trennen?“ Ich verstand, was er mit dieser Frage sagen wollte, und verneinte. Da ging ein glückliches Lächeln über sein Gesicht. Noch einmal sprach er: „Singen . . . wie bei Gretli . . . Mit Mutterhänden leitet er . . .“ Eine halbe Stunde später war er bei seinem Gretli, wie er es nannte, „unter Kontrolle“.

---

### Rote Sulpen.

Es war Ende Februar, der Schnee gliberte und flimmerte im Sonnenschein, und die Späzen zwitscherten so frühlingstrotzig, daß man den frechen kleinen Gefellen gut sein mußte.

Heute war der 75. Geburtstag des alten Herrn, eines Schulkameraden meines Vaters. Der alte Herr war schon seit Jahren bettlägerig und stand nur für einige Stunden des Vormittags auf. Das kleine Häuschen, in dem das alte Ehepaar lebte, hatte seine Fenster gerade der Mittagssonne gegenüber. Die Haustür war wie stets gastlich geöffnet. Vor einem Jahre hatte ich dem alten Herrn etwas schenken wollen, und die Seinen hatten mir geraten, ihm rote Sulpen zu bringen, da er die sehr liebe. Auch in

diesem Jahre hatte ich Tulpen gekauft, und es war mir gelungen, tiefrote und doch leuchtende zu finden, die einen süßen Honigduft ausströmten.

Ich hatte am Abend vorher seine Frau gefragt, warum ihr Mann gerade die Tulpen so sehr liebe, aber sie wußte es nicht, sie sagte, er habe nie darüber gesprochen, sondern nur gebeten, ihm immer welche zum Geburtstage zu schenken.

Als ich ins Wohnzimmer trat, saß der alte Herr schon in seinem sandfarbenen Schlafrock im grünen Lehnstuhl neben dem großen Kachelofen, der eine köstliche Wärme ausströmte, mitten im Sonnenschein. Ein schönes Bild, die hohe Gestalt im Lehnstuhl, mit dem Kopf, der stark an Feuerbach erinnerte, nur daß das volle Haar schlohweiß war. Aber unter den buschigen Brauen glommen die Augen.

Ich stellte die Blumen neben ihn auf den Tisch und wurde für mein „leichtsinziges Geldausgeben“ gescholten. Das gehörte schon so zum Beschenken des alten Herrn, dies — sich von ihm schelten lassen. Mir schien es, als ob er trotz alles Scheltens und Brummens die Blumen voll stiller Freude und, fast möchte ich sagen, mit Liebe betrachtete. Dann lobte er ganz trocken ihre schöne Farbe. Da warf ich hin: „Sie duften auch.“ Der alte Herr griff mit beiden Händen nach dem Blumentopf und stellte ihn sich auf den Schoß. Als er ihren Duft eingesogen und ich die Blumen wieder fortgestellt hatte, war es ganz still. Plötzlich sagte er ganz verträumt: „Ja, sie duften.“ Und nun wußte ich, die Tulpen bedeuten ihm viel, sie sind für ihn eine Erinnerung, ein Stück Lebensgeschichte, die er jedes Jahr wieder ganz still für sich durchlebt.

Nach einer Weile fragte ich: „Haben Sie die Tulpen von jeher so lieb gehabt?“

Er blickte auf, und da sah ich seine Seele aus seinen

Augen leuchten, ich sah sie, die sich immer so keusch hinter Schrofheit und Trockenheit versteckte.

Dann begann er: „Ach, eigentlich ist es ja nichts, es ist gar nicht der Rede wert, aber als ich ein kleiner Junge von drei oder vier Jahren war, sah ich sie zum ersten Mal.“ Husten und Atemnot hinderten ihn am Weitersprechen.

Nach einer kurzen Pause sagte er: „Ja, sehen Sie, so geht es mir jetzt, nie genug Atem, und immer der quälende Husten.“ — „Ja, damals hatte mein Vater das Haus an der Gartenstraße bauen lassen. Ich ging mit ihm durch den Garten, der eben neu angelegt wurde. Das heißt, ich hielt mich an seinem Zeigefinger; das weiß ich noch ganz genau. Im Garten waren Männer, die Schnüre zu den Seiten der Wege zogen; sie werden wohl die Wege grade gezogen und unnützen Rasen abgestochen haben. Ja, und hinter diesen Schnüren wurden Blumen gepflanzt. Und da standen hohe rote Blumen. Ich weiß, ich bat meinen Vater: Gib mir, bitte, nur eine solche Blume! Ich weiß auch noch, daß er sie mit einem Messer abschnitt und mir gab, und daß er sie mit dem Messer abschnitt und nicht abbrach, muß wohl einen besonderen Eindruck auf mich gemacht haben. Ich hielt die Blume mit beiden Händen vor mir her, dann wieder sah ich in ihren Kelch, und ich weiß, ich habe nie wieder etwas so schön gefunden wie diese Blume, die rote Tulpe — und sie duftete . . . Ich habe sie auch nicht fortgeworfen, sondern ich trug sie wie etwas Zerbrechliches ins Haus. — Als man mich in nächsten Jahre fragte, was ich mir zum Geburtstag wünschte, sagte ich: eine rote Tulpe!“

Seine Frau hatte Johannisbeerwein gebracht und mir eingesehenkt. Ja, worauf sollte man mit dem alten Herrn anstoßen? Er wußte und fühlte doch sicher, daß es sein

letzter Geburtstag war, saß er doch eben ganz erschöpft vom vielen Sprechen in den Stuhl zurückgelehnt da.

Ich hob mein Glas und konnte nichts anderes sagen als: „Dem Gedenten der roten Tulpe.“

\* \* \*

Ein viertel Jahr ist vergangen . . . Wir alle, die dem Hause nahe gestanden, und viele, die ihn in seinem Beruf schätzen und lieben gelernt hatten, geleiten den alten Herrn zur letzten Ruhestatt. Kränze und Blumen, die den Wagen schmücken, sprechen von Dankbarkeit, Liebe und Treue. — Die Zeit der Tulpen ist schon lange vorbei, und so kann keine rote Tulpe seinen Grabhügel schmücken, keine roten Tulpen seinen Sarg bedecken. Hinter dem Sarge geht ruhig und gefaßt die, die dem alten Herrn durch mehr als vierzig Jahre ein treuer Lebenskamerad gewesen ist. Sie trägt eine Blume in der Hand, eine leuchtend rote Blume, sonst nichts . . . Der Sarg ist ins Grab hinab gesenkt worden. Die drei Schaufelchen Sand, von liebender Hand hinabgeworfen, sollen ihn zuerst bedecken. Und sie läßt den Sand auf den Deckel rieseln, dann sieht sie auf ihre linke Hand, welche die rote Blume fest umklammert hat, und die rechte Hand schießt den letzten Gruß mit dieser roten Blume hinab. Still, fast heilig leuchtete die rote Blume da unten vom Sarge herauf zu uns und erzählte von Menschenliebe und Treue.

## Eine Christuslegende.

Es hatte einst der Jesusknabe  
 Ein Gärtlein mit viel Rosen drin,  
 Die pflegte er, damit er habe  
 Ein schönes Kränzlein späterhin.

Und als die Rosen alle blühten,  
 Rief er die Kinder zu sich her,  
 Und jedes pflückte eine Rose,  
 Da war der ganze Garten leer.

„Nun blieben keine Rosen hier,  
 „Ein Kränzlein dir daraus zu winden.“  
 „Die Dornen,“ sprach er, blieben mir,  
 „Die könnt ihr mir zum Kranze binden.“

Und eine Krone flochten sie  
 Aus Dornen für das zarte Haupt,  
 Und statt der Rosen sanfter Blut  
 Schmückt ihm die Stirne rotes Blut.

(Nach dem Russischen von  
 P. Bolowneff).

**U**ls unser Herr Jesus noch auf Erden wandelte und noch das Jesusknäblein war, sah er, als er einmal auf der Schwelle des Hauses seiner Eltern saß, ein Weib vorbeigehen, das ihm durch seinen stolzen und doch anmutigen Gang auffiel und auch durch die tiefroten Blumen, die ihm im schwarzen Haar hingen. Unwillkürlich stand er auf und ging dem Weibe nach. Das Weib ging bis an ein kleines Haus, das ein Borgärtlein hatte, in dem leuchtende, grelle gelbe Blumen standen. Das junge Weib sprach mit einer alten Frau, die im Garten arbeitete. Darauf ging die Alte zu den gelben Blumen, brach einige von ihnen und reichte sie dem jungen Weibe hin. Bevor die Junge die Blumen nahm, griff sie nach den roten in ihrem Haar,

betrachtete sie noch ein Weilchen und warf sie dann hinter sich in den Straßenstaub, wo sie fast zu den Füßen des Jesusknaben niederfielen. Der sah sie an und sog ihren süßen Duft ein und konnte nicht verstehen, daß das Weib die Blumen so achtlos fortgeworfen hatte. Er glaubte aber ganz fest, daß das Weib kommen werde, die Blumen aufzuheben, daß es ihr doch leid um sie sein müsse. Und er wartete voll Ungeduld auf den Augenblick, wo ihre Hände nach den Blumen greifen würden. Als er immer noch vergeblich wartete, blickte er auf, und sah zu seinem großen Erstaunen, daß die Stelle, wo das Weib gestanden, leer war, und daß dies Weib ruhig die Straße fürbaß schritt, ohne sich auch nur weiter um die Blumen zu kümmern.

Ein heißes Mitleid mit den Blumen faßte da den Jesusknaben, weil sie so achtlos in den Straßenstaub geworfen waren, dem Zertreten preisgegeben. Sie sollten hier nicht sterben; er bückte sich nach ihnen und faßte sie an den Stengeln, um sie nur ja nicht zu beschädigen. Aber kaum hatte er sie gefaßt, so ließ er sie auch schon wieder fallen, denn sie hatten ihm wehgetan. Er sah auf seine Händchen und erblickte an den Fingerspitzen schwere rote Blutstropfen. Nein, die Blumen sollten nicht liegen bleiben und verderben, weil sie ihm wehgetan! Er nahm sie nun behutsam mit der Rechten dicht unter den schweren Blüten und drückte sie dann ganz sacht und leicht mit dem linken Armchen gegen sein Herz. Er eilte, so schnell er konnte, nach Hause, denn er sah den Blumen, die ihre Köpfe so matt und schwer hängen ließen, an, daß sie dürrsteten. Und während er mit ihnen dahineilte, fühlte er, daß die Dornen, die ihm eben noch wehgetan, sich nun an sein Rücklein klammerten. Sie verstanden es wohl, daß er es gut mit ihnen meinte, so glaubte er. Er wollte recht schnell zur Mutter, die würde ihm helfen, die Blumen zu retten.

Und er eilte noch schneller dem Hause zu. Er traf aber nur den Vater, der ihn schalt, weil er welke Blumen ins Haus trage, die auf den Rehrichthausen gehörten.

Fester preßte das Jesuskind die verachteten Blumen an sich, so daß es ihre Dornen spürte. Antworten konnte es dem Vater nichts, es wandte sich still und ging in den Garten. Da saß Maria im Schatten eines Feigenbaumes und wiegte den kleinen Jakobus. Wie Jesus seine Mutter sah, hielt er ihr die Blumen entgegen, und Tränen liefen ihm über die Wangen. Maria verstand, daß ihrem Jesus etwas das Herz bewegte, wofür er keinen Ausdruck fand und das so stark war, daß er darüber nicht sprechen konnte. Sie strich ihm voll Liebe verstehend über sein Haar. Da war es, als lege sich der Sturm in seinem Herzen, und Jesus setzte sich neben seine Mutter und hielt die Blumen im Schoß. Ganz still weinte er noch vor sich hin und neigte mit seinen Tränen die Blumen. Als der kleine Jakobus eingeschlafen war, legte Maria ihn in ein Körbchen neben sich, dann wandte sie sich zu ihrem Jesusknaben. „Mutter, ich wollte ihnen helfen!“ sagte der. Maria nahm vorsichtig die Blumen und legte sie in ihren Schoß. Dann schlang sie den Arm um ihr Söhnlein und ließ sich alles erzählen. Maria fühlte, wie schwer es Jesus fiel, dem Vater gehorchen zu müssen, daß er es aber trotzdem wollte, und darum beschloß sie ihm zu helfen. Indem sie aufstand, sagte sie dem Jesusknaben, sie wollten nun gemeinsam einen stillen schattigen Platz auf dem Rehrichthausen suchen, auf dem die armen welken Blumen, die Rosen seien, ruhig liegen könnten. Der Jesusknabe war auch aufgestanden und ging still neben der Mutter her. Als sie zum Rehrichthausen kamen, zeigte Maria unter einen Maulbeerbaum, dessen Zweige einen Teil des Hauses beschatteten. Behutsam nahm sie die Rosen, um sie dorthin zu legen. Da

reckte sich das Jesusknäblein zu den Rosen hinauf, strich sacht mit den Händchen über ihre wellen Köpfe und küßte sie. Als die Mutter sie nun in den Schatten bettete, flüsterte Jesus: „Mutter, ich liebe sie.“ Das sagte er unbewußt aus seinem liebenden Herzen heraus.

In diesem Tage war das Jesusknäblein noch stiller und nachdenklicher als sonst.

Als die Kinder am Abend schliefen, ging Maria zum Rehrichthausen, um die Rosen wegzuräumen, damit ihr Unbild Jesus nicht schmerzen solle. Ein wunderbarer Duft strömte ihr entgegen, und als sie sich zu den Rosen hinabbeugte, sah sie im Mondlicht, daß sie frisch waren und Tautropfen an ihnen hingen. Es waren aber keine Tautropfen, sondern die Liebestränen des Jesuskindleins. Maria eilte ins Haus und rief Joseph herbei, damit er das Wunder schaue. Joseph aber ging nicht mit ihr zu den Rosen, sondern meinte, wenn sie sich bis zum Morgen frisch erhielten, was er nicht glaube, so könne Jesus zum Sabbath das Zimmer mit ihnen schmücken. Maria mußte die ganze Nacht über an all das Wunderbare denken, das das Jesuskindlein seit seiner Geburt begleitet hatte, und sie glaubte, daß diese Rosen nicht umsonst ihm vor die Füße gefallen wären. Ganz früh, als noch alle im Hause schliefen, eilte Maria zu den Rosen, und da sah sie, daß die Rosen ihre Stengel in den Schutt gegraben hatten und stolz und prächtig im Schatten des Baumes standen. Unwillkürlich kniete sie nieder und faltete die Hände. Dann eilte sie ins Haus, um Joseph das Wunderbare zu erzählen. Auch Joseph hatte nicht mehr schlafen können; Marias und Jesu Sorge um die Blumen war ihm nachgegangen. Als er nun Marias Worte vernommen, ging er still zum Rehrichthausen, der über Nacht so wunderbar geschmückt worden war. Still und nachdenklich blieb er

vor den Blumen stehen, und tief in Gedanken ging er wieder an seine Arbeit.

Als der Jesustnabe sich den Schlaf aus den Augen rieb, da beugte sich Maria über ihn und sagte, der Vater wolle sein Söhnlein gleich sehen. Das Jesustnäblein lief fröhlich in die Werkstatt. Da stand der Vater an der Hobelbank, aber seine Hände ruhten, und er blickte hinaus, wie in weite Ferne. Als sein Söhnlein ihn anrief, ging ein helles Leuchten über sein Gesicht. Er ergriff des Kleinen Hand und sagte, sie wollten zur Mutter gehen und sie abholen zu einer großen Freude, die für den Jesustnaben im Garten erblüht sei. So ging das Jesuskindlein an der Hand seiner Eltern seinem ersten großen Wunder entgegen. Wie es merkte, daß es zum Rehrichthausen ging, da wagte es kaum zu atmen, und als es die Rosen so aufrecht stehen sah, da ließ es die Hände der Eltern los, lief zu den Blumen hin, kniete vor ihnen nieder und küßte jede einzelne wie am Tage vorher. Joseph ließen die Tränen in den Bart, als er die große Liebe seines Kindes zu den verachteten Blumen sah. Maria kniete neben dem Jesuskinde nieder und sagte: „Der da war, der da ist und der da sein wird, Jehova, hat dir die Blumen auf den Weg gelegt. Er gibt unserem Hause Heil und Segen.“

\* \* \*

Jahre sind vergangen; aus dem Jesuskindlein ist der Jesustnabe geworden, aus den wenigen Rosen auf dem Rehrichthausen ist eine dichte Rosenhecke gewachsen.

Es ist die Zeit vor dem Osterfeste, und alles in Nazareth bereitet sich zu der großen Feier vor, viele ziehen hinauf nach Jerusalem. Auch Maria und Joseph ziehen dahin; sie wollen den Jesustnaben mitnehmen. Seine Altersgenossen aus Nazareth machen fast alle die große Reise mit.

Am Tage der Abreise sagte Maria dem Jesusknaben, er sollte sich ein Kränzlein aus seinen Rosen winden und ins Haar drücken. Jesus ging, um die Rosen zu schneiden; er lehrte aber gleich wieder um und bat Maria, ob er nicht alle Kinder rufen dürfe, die, welche mitführen, und die, welche zu Hause blieben und nur die Abreisenden begleiteten, damit sie sich dazu festlich mit Kränzen schmücken könnten. Gerne willigte Maria ein, und bald darauf war der Garten hinter Josephs Haus voll von den Kindern Nazareths. Zuerst schnitt sich jedes der Kinder ganz bescheiden einige Rosen ab, dann aber, mit dem Besitze dieser Rosen, kam die Gier nach mehr. Einige freute es auch, den frommen Jesus, der ihnen immer als Vorbild hingestellt wurde, seiner Blumen zu berauben. Sie liefen fort mit ihrem Raube; einige der Knaben blieben zurück und schriean höhnlisch: „Nun hast Du für Dich keine Rosen mehr! wir haben Dir auch nicht eine gelassen! Woraus wirst Du Dir nun den Festkranz winden?“ Der Jesusknabe blickte still die Rosenhecke entlang, und als er weder eine Blüte noch Knospe erblickte, sprach er: „Ihr liebt mir doch die Sträucher mit den Dornen.“ Und er wandte sich und ging zu seinen Eltern.

Der Zug ordnet sich. Überall sieht man rosengeschmückte Kinderköpfe, kein Kind ist ungeschmückt, und doch sieht keines wahrhaft fröhlich, festlich aus. Entweder blicken die Augen scheu und ängstlich unter den Kränzen hervor, oder es liegt eine Dreistigkeit und Frechheit im Blick, die nicht zu der Feierlichkeit paßt.

Da kommt der Zimmermann Joseph und sein Weib mit dem Jesusknaben, um sich dem Zuge anzuschließen. Der Jesusknabe trägt kein Kränzlein, er ist das einzige Kind, das ungeschmückt mitzieht, und doch das einzige, auf dessen Gesicht Feiertagsstimmung und Festesfreude

liegt. Er grüßt freundlich zu allen seinen Gefährten hinüber. Doch dann geht ein Erschrecken über sein Gesicht: „Mutter, die Rosen sind alle verwelkt, es sieht aus, als hätten sie alle Dornenranken im Haar. Mutter, sie sollen sie abnehmen, die Kränze, es sieht so entsetzlich aus.“

\* \* \*

Wieder sind Jahre vergangen. Hinter der Rosenhecke sind alle die Brüder und Schwestern Jesu aufgewachsen. Jesus selbst ist dem Elternhause entwachsen. Er hat fleißig in den Schriften der Propheten gelesen und ihre tiefe Weisheit und wahrhafte Frömmigkeit in sich aufgenommen. Er ist zu seinem Jugendfreunde Johannes gewandert. Doch der hatte seine Heimat verlassen und war an den Jordan gezogen, wo er das Volk lehrte und es, oft mit harten Worten, zur Umkehr von seinen sündigen Wegen ermahnte. Da kehrte Jesus nach Nazareth zurück, um von den Seinen Abschied zu nehmen, denn auch er wollte ja wie Johannes das Volk von seinen ungöttlichen Wegen zurückrufen. Als die Mutter Jesus zum letzten Male küßte, war sie voll Trauer, aber sie wußte, daß sie ihn nicht halten durfte. Nur mit einem Stabe in der Hand verließ Jesus das Elternhaus. Er ging noch einmal die Rosenhecke entlang, aber sie trug keine Rosen. Da brach Jesus sich ein Reislein und schritt zum Garten hinaus.

Jesus ging dem Jordan zu und weiter über ihn hinüber in die Wüste hinein. Hier wollte er sich darüber klar werden, was er dem Volke sagen wollte, was er sein Volk lehren wollte, um es zur Wahrheit und zur Liebe zu führen. Ihm hangte aber vor dieser Aufgabe, denn er wußte nicht, woher er die Kraft dazu nehmen würde. Aber einmal, wie er wieder auf einem Felsblocke saß,

die Hände im Schoß gefaltet, und seinen Gedanken nachhing, da spürte er die Dornen seines Reisleins, das er schier vergessen hatte, das ihm aber fest am Gewande hing. Er nahm es in seine Hände und betrachtete es. Harte Dornen zeigte es nur und konnte solch köstliche Blüten tragen; ganz so sind die Menschen, man sieht und spürt nur ihre Härte, und doch schlummert in einem jeden etwas Röstliches, das hervorbrechen kann. Und woher stammt dies Röstliche? ... Woher kam sein Reis? ... Der Mutter Worte fielen Jesu ein: „Der da war, der da ist und der da sein wird, Jehova, hat dir die Blumen auf den Weg gelegt.“ Gott hatte ihm die Blumen auf den Weg legen lassen, Er hatte für die Blumen gesorgt, ein Wunder an ihnen getan. „Er hat an mich gedacht, er denkt an alle; wie der Vater für sein Haus und seine Familie sorgt, so sorgt Gott für die Menschen in seinem Hause, der Welt. Wie ein Vater... ja, ein Vater... mein Vater!“ Und Jesus brach in die Knie und schluchzte: „Mein Vater, Du hast gewirkt bisher an mir, an allen, nun werde ich mit Dir, durch Dich wirken!“ — Und Jesus ging still und demütig zum Jordan hinab und hörte Johannes lehren und ließ sich von ihm taufen, zur festen Verbindung mit dem Vater im Himmel.

Und Jesus wanderte und kam zu einem Dorfe. Vor dem Dorfe stand ein einsames Haus. Da es Abend wurde, klopfte Jesus an die Tür und bat um Speise und Trank und um ein Nachtlager. In diesem Hause wohnte aber niemand, als ein sündiges Weib; seiner Sünde wegen durfte es nicht im Dorfe leben. Das Weib erschrak, als Jesus kam. Es brachte ihm Speise und Trank vor das Haus, und dann gestand es ihm, daß ihr Haus als unehrllich gelte. Jesus sprach zu dem Weibe von seinem

Vater im Himmel, der ihn gesandt habe zu suchen, was verloren ist, und Sünder selig zu machen. Und das Weib saß und lauschte seinen Worten, die ihm neue Lebenskraft gaben. Jesus blieb einige Tage im Hause des Weibes, ehe er weiter wanderte. Als er dem Weibe, bevor er weiterzog, dankte, fiel das Weib ihm zu Füßen und stammelte Dankesworte. Es sagte, Jesu habe ihm Worte ewigen Lebens gegeben; es habe nun ein teures Gut, das ihm nie verloren gehen könne, das ihm ewig im Herzen fortleben werde. Da sprach Jesus: „Dein Glaube ist groß, Weib, er wird dir helfen.“ Und er ließ ihr das Liebste, was er besaß, das Rosenzweiglein.

\* \* \*

Und Jesus zog durch die Lande und predigte und viele glaubten und hingen ihm an, viele aber ärgerten sich an ihm.

Jesus hatte seinen Einzug in Jerusalem gehalten und das Volk hatte ihm zugejubelt. Als aber einer seiner Jünger ihn verraten hatte, da schrie dieses Volk: „Kreuzige ihn!“

Und nun steht Jesus im Hause des Landpflegers Pontius Pilatus inmitten einer Schar roher Kriegsknechte, ihrem Spott preisgegeben. Sein Herz blutet, wie er das „Kreuzige ihn“ seines Volkes hört. Ist ihm keiner von den vielen treu geblieben? Ist niemand unter seinen Jüngern, der käme ihm Trost zu bringen? . . . Siehe, da entsteht eine Bewegung unter den Kriegsknechten, sie bilden eine Gasse. Ein Weib eilt auf ihn zu, nicht seine Mutter, auch nicht Maria, des Lazarus Schwester, ein fremdes Weib ist es und in seinem Arm trägt es eine Garbe der köstlichsten Rosen.

„Meister, ich machte mich auf, um sie dir zu bringen, die Rosen, als ich von deinem Einzuge in Jerusalem hörte. Es war schwer dich zu finden. Ich mußte sie dir bringen, sie sind aus dem Zweiglein gewachsen, das du mir gegeben, Herr, sag, was soll ich tun, daß du wieder frei werdest?“ „Weib, ich gehe dir die Stätte bereiten bei meinem himmlischen Vater, Weib, es ist Sein Wille.“

Da legte das Weib die Rosen zu Jesu Füßen und ging. Die Kriegsknechte aber höhnten sie und stießen sie hinaus. Einige der Kriegsknechte aber ergriffen die Rosen, rissen die Blüten ab und flochten aus den Zweigen eine Dornenkrone, und drückten sie Jesu, den sie lachend als den König der Juden verspotteten, aufs Haupt. Und sie schlugen ihn und spien ihm ins Gesicht. Jesus aber fühlte das kaum. Seine Gedanken gingen einer Seele nach, die ihn suchen gekommen war.

Der schwere Weg nach Golgatha liegt hinter Jesu. Nun haben sie ihn ans Kreuz geschlagen und auch da noch verspottet. Da löst sich der Schrei aus seiner totwunden Seele: „Mein Gott, mein Gott, warum hast Du mich verlassen?“ Ein Kriegsknecht glaubte Jesus dürste sehr und gab ihm Essig zu trinken. Danach überfiel Jesus Todeschwäche und er fühlte: der Todesschweiß perlt ihm von der Stirn. Und ein Tropfen löst sich und rinnt ihm bis auf die Brust. Da sah Jesus, daß es Blut war. Die Dornenkrone war ihm tiefer aufs Haupt gesunken und hatte ihn aufs neue gerigt. Die Dornenkrone . . . Woher kam sie? . . . Die Liebe hatte sie ihm gebracht, vertrauende, gläubige Liebe . . . Weil er nun aber in seiner tiefsten Einsamkeit und Seelennot schier verzweifelte, mahnt die Dornenkrone ihn an die allgewaltige Liebe, die ihn die Worte hatte sagen lassen: „Dein Wille geschehe.“ — Und

woher kamen die Rosen? Sie kamen alle von den Rosen, die ihm sein Vater im Himmel gesandt, als er noch ein kleines Knäblein gewesen . . . Die Dornenkrone entstammt nicht dem teuflischen Spott verrohter Gefellen, sie ist nicht der Ausdruck des beißenden Hohnes des römischen Landpflegers . . . sie kommt aus Gottes Hand . . . vom Vater . . . Vater, ich befehle meinen Geist in deine Hände! . . .

## Judas.

### Eine Legende.

Die treueste Liebe sieget,  
Am Ende fühlt man sie . .

Novalis.

Als Gott die Welt geschaffen hatte, sah er, daß alles gut war. Und seine Liebe zu dieser Welt mit ihren Geschöpfen war unendlich groß. Wie Gottes Vaterauge voll Liebe auf der Welt ruhte, sah er, daß einer seiner Diener ihn und seine Schöpfung mit höhnischen Blicken betrachtete. Da blickte Gott in seines Dieners Herz und sah, daß neben dem Hohne auch Verachtung und Haß wohnten. Er, dieser Diener Gottes, hielt die Erschaffung der Welt für ein verfehltes, zweckloses Werk Gottes; deshalb hatte er nur Hohn und Verachtung für Gott. Er wollte, daß Gott seine Liebe nur seinen Dienern schenken und sie nicht an die aus Erde erschaffenen Menschen verschwenden solle. Weil Gott aber diese Menschen liebte, fühlte er, dieser eine der Diener Gottes, nur Haß gegen Gott. Da sah Gott, daß nicht alles gut war, und er senkte seiner Liebe Strahlen tief in seines Dieners Herz, um alles Böse, Häßliche darin zu vernichten. Da ertönte ein lautes, gellendes Lachen, das aller Liebe Hohn sprach. Und Satan wandte sich von Gott und ging, um sich zum Fürsten dieser Welt zu machen und alles Leben in ihr zu vernichten und Vertrauen, Glauben und Liebe zu ertöten. Und Satan stahl den ersten Menschen ihr Vertrauen zu Gott, und ihre Liebe war nicht stark genug, Gottes Willen freudig zu erfüllen, und, als sie fehlten, die Schuld einzugestehen.

Und Satan säte neben die Liebe Neid und Mißgunst, daß sie die Liebe überwucherten und erstickten. Da erschlug Cain seinen Bruder Abel, und Satan triumphierte . . .

Jahrhunderte und Jahrtausende schwanden, und mit ihnen schwand die Liebe unter den Menschen. Sie entfernten sich immer mehr von Gott und wurden Satans Knechte. Die Habgier und der Haß wuchsen. Die Selbstsucht und geile Genußsucht schreckten vor nichts mehr zurück. Der Glaube an die Menschheit und an Gott war fast völlig erloschen, und an seine Stelle war ein selbstgefälliges Pharisäertum getreten. Der eigenen Sünde wurde ein schönes Gewand umgehängt, damit sie nicht als häßliche Sünde erkannt würde, die Sünde anderer wurde gerichtet und hart gestraft. Es gab kein Erbarmen mehr unter den Menschen. Der niedere Betrug ging so weit, daß die Menschen glaubten, auch Gott betrügen zu können — durch gute Werke. Und Satan triumphierte . . .

Gott aber in seinem unendlichen Erbarmen und seiner unaussprechlichen Liebe wollte die Menschheit aus Satans Knechtschaft befreien, sie von der Sünde erlösen. Da sandte Gott seinen Sohn in die Welt, sie zu lieben, sie zu erretten. Und Jesus sah, daß die Menschen, zu denen er als Bruder gekommen war, ihn nicht verstanden, denn in ihren Herzen wohnte nicht die Liebe, sondern Selbstsucht und Eigenliebe, und in ihrem Leben herrschte nicht Gott, sondern herrschten Geseze, die das Göttliche verloren hatten, weil die Menschen ihren eigenen Sinn, ihre eigenen, kleinen, niedrigen Gedanken hineingelegt hatten. Da floh Jesus vor den Menschen in die Wüste. Und Satan triumphierte, denn er meinte, die Liebe und das Erbarmen seien durch der Menschen Tun und Treiben erstickt. Weil Satan im Sohne den Liebeswillen des Vaters brechen wollte, nahte er sich Jesu und bot ihm alle

Schätze der Welt, wenn Jesus den Willen seines Vaters im Himmel nicht erfüllen würde, wenn Jesus die Menschheit durch Macht und Glanz, die Satan ihm zu geben versprach, für sich gewinnen wollte, und nur einmal Gott verleugnen und Satan anbeten würde. Da sah Jesus Satan lange an, dann kniete er nieder, hob die Hände gen Himmel und sprach: „Mein Vater, du hast mich Mensch werden lassen, um den Menschen die Botschaft deiner Liebe zu bringen.“ Und zu Satan gewandt sprach Jesus: „Ich tue den Willen des, der mich gesandt hat.“ Da wandte sich Satan und ging in die Welt, sich einen Menschen zu suchen, der ein Werkzeug wäre im Kampfe gegen Gott, gegen erbarmende, verzeihende Liebe. Denn Satan wußte, er werde erst dann der Fürst dieser Welt sein, wenn diese Liebe erstorben ist.

Und es war ein Mann mit Namen Judas, der war vor Jahren nach Ischariot gekommen. Er war ein verbitterter, finsterner Mensch trotz seiner Jugend. Von frühesten Kindheit an war sein Sinnen und Trachten gewesen, einmal reich zu werden, und hatte er sich etwas verdienen können, so verstand er mit dem Verdienten sich das Doppelte oder Dreifache zu erwerben. Gegen seinen älteren Bruder, der Haus und Hof besaß, hatte er nichts als Mißgunst und Neid empfunden. Und er hatte seinen Stolz darein gesetzt, den Bruder zu übervorteilen. Der Bruder hatte Weib und Kind, und Judas mißgönnte dem Bruder sein Glück. Und Gott und Satan kämpften um die Seele dieses Mannes. Und Satan verdrängte Gott aus dem Herzen des Mannes. Da beschloß Judas, seinen Bruder zu töten, und weil er so bewußt sündigen wollte, glaubte er, daß er stark genug sein würde, der Reue später, nach der Tat, nicht Einlaß zu gewähren. Und er begleitete seinen Bruder auf einer Geschäftsreise,

die führte sie über Jericho nach Jerusalem. Und als sie rasteten und der Bruder müde war, erbot sich Judas zu wachen, damit der Bruder schlafen könne. Und Judas wachte; es erwachte aber in ihm die Gier, all das zu besitzen, was dem Bruder eigen war. Da erwürgte er seinen Bruder. Dann lief Judas durch Dornengestrüpp, das seinen Rock zerfetzte und seine Haut zerriß; oft stolperte er, aber er lief weiter, bis er eine Herberge gewahrte. Da fing Judas an zu schreien. Laut rief er um Hilfe, und als er bei der Herberge anlangte, fragte ihn der Herbergsvater, was ihm zugestoßen wäre. Judas erzählte, daß sein Bruder und er in die Hände von Räubern gefallen wären; seinen Bruder hätten die Räuber erwürgt, ihm sei es gelungen, ihnen zu entkommen. Der Herbergsvater nahm Judas voller Mitleid auf, und Judas blieb so lange in der Herberge, bis er sich klar darüber geworden war, was er nun tun müsse. Dann kehrte er in das Haus seines Bruders zurück und berichtete dessen Frau von dem Überfalle. Sie und ihr Kind klagten laut über den schweren Verlust. Judas tröstete sie und sagte ihr, daß er sie nun zu sich nehmen und für sie und ihr Kind sorgen werde. Und er wollte sie sich zum Weibe nehmen, sie aber fürchtete sich vor ihm, denn war er schon immer finster gewesen, so war er es seit ihres Mannes Tode noch mehr. Als er sich verschmäh't sah, erwachte in ihm ein bitterer Haß gegen das Weib und dessen Kind. Er meinte auch, sie seien schuld daran, daß er seines neuen Besitzes nicht froh werden könnte: sie gemahnten ihn durch ihre Trauer immer wieder an seine That.

Es nahte das Osterfest, und Judas wollte mit dem Weibe und dessen Kind nach Jerusalem hinauf ziehen. Sie mußten über den Jordan, und Judas führte das Weib mit dem Kinde zu einer Furt. Und wie sie in der Mitte

des Flusses waren, da kam die Sünde mit solcher Gewalt über Judas, und er konnte seines Hasses und seiner Habgier nicht Herr werden. Er nahm des Kindes Hand und führte es zu einer tiefen Stelle; dort stieß er es hinab in das Wasser. Die Mutter wollte ihr Kind retten und stürzte sich ihm nach. Und Judas half ihr nicht und ließ die Fluten beide, Mutter und Kind, hinabtragen, dem Toten Meere zu. In Jerusalem brachte er Sühneopfer, mit denen er sich von der Tat loszukaufen glaubte und nur sich und sein Gewissen betrog. Dann zog er heimwärts, um nun ganz Besitz von seines Bruders Erbe zu ergreifen. Aber der Besitz freute ihn nicht, ja, ihm graute davor, und er fühlte seine Sünde wie eine schwere Last, die ihn niederdrückte. Und jetzt hatte Judas seinen Reichtum und verkaufte alles, denn es litt ihn nicht mehr in der Heimat. Er schenkte den ganzen Erlös den Armen und war nun ärmer denn je zuvor. Das hatte er aber getan, um sein Gewissen zu betäuben, das nicht aufhörte ihn immer wieder hart anzuklagen. Und er suchte sich eine neue Heimat. So kam er nach Ischariot. Hier blieb er, denn hier hatte er etwas, was ihn das Leben ertragen ließ. Hier war der Glaube an das baldige Kommen des Messias besonders stark. Judas schloß sich in seiner Gewissensangst dieser Richtung an. Wenn der Messias kommen würde, wollte er ihm entgegenzueilen, sich vor ihm in den Staub werfen, ihm alles gestehen und sagen, daß er seine Tat gutgemacht habe, da er freiwillig in bittere Armut gegangen sei. Dann würde der Messias ihn aufheben und ihm verzeihen. Nur der Messias konnte ihn von dieser Schuld ganz erlösen, und der Messias würde ihn, den verachteten Judas, zu sich rufen und ihn teilnehmen lassen an seiner Herrlichkeit. Er begann nun so zu leben, daß der Messias ihm Recht und Gerechtigkeit widerfahren lassen mußte. Er wollte den

letzten Buchstaben des Gesetzes erfüllen. Seine Sünde, seine blutrote Sünde, die mußte der Messias, wie es verheißen, schneeweiß werden lassen, denn der Messias wird nach der Schrift Vergebung der Sünden geben, — er, dem der Tod nichts anhaben kann, er, der Ewige.

So lebte Judas in bitterer Armut, in heißer, sehnfüchtiger Erwartung. Oft glaubte er zusammenzubrechen unter der Last seiner Sünde, seiner Angst. Dann murmelte er einen Spruch, den er sich fest in sein Gedächtnis geprägt hatte: „Ich tilge deine Missetaten wie eine Wolke und deine Sünde wie den Nebel. Ich erlöse dich.“ Der Messias wird ihn erlösen aus dieser Qual, er kommt bald, und wird ihn frei machen von dem Gericht . . . und ihm Frieden geben.

Es war wieder um das Osterfest, als Judas sich seinen Nachbarn anschloß um nach Jerusalem zu ziehen. Je näher sie der heiligen Stadt kamen, desto häufiger hörten sie von einem Manne sprechen, der durch die Lande ziehe, lehrend und Wunder tuend, von dem viele sagten, er sei ein Prophet, und an den einige als an den Messias glaubten. Durch ganz Galiläa sei er gezogen und habe die Kranken geheilt, die Blinden sehend gemacht und den Tauben und Stummen Gehör und Sprache gegeben. Fieberhaft lauschte Judas all diesen Erzählungen, sein Herz brannte dem Wundertäter entgegen . . . Wird er auch an ihm ein Wunder tun? wird er ihn erlösen? . . .

Es war Nacht, und Judas floh der Schlaf, denn nur ein Gedanke beherrschte ihn: Er ist gekommen, er, der Messias. Er ist in Armut gekommen, denn er will helfen, aber auch prüfen und wägen, wer ihn liebt um seiner selbst willen, nicht seiner Macht und Herrlichkeit wegen. Er sammelt Jünger. Da gilt es, nicht zu zaudern. Und mit dem ersten Morgengrauen stahl sich Judas von

seinen Weggenossen fort und wanderte, den zu suchen, der ihm Erlösung bringen sollte.

Und Judas sah ihn, sah in seine Augen, und er, der sich Jesus von Nazareth nannte, sah ihn an . . . und er umfaßte Judas mit einem zwingenden Blick, und Judas fühlte: nun mußte er sich vor ihm niederwerfen und um Erlösung bitten . . . Aber war dies denn wirklich der Messias? War er es?

Und Judas trat dicht an Jesus heran und flüsterte heiß: „Ich suche den Messias.“ Jesus sah die brennende Sehnsucht in Judas' Augen und hörte Angst, Zweifel und Glauben in diesen Worten miteinander ringen. „Judas, der du sagst, du kämest aus Ischariot, folge mir!“

Judas hörte nicht aus Jesu Antwort, daß Jesus ihn kenne und um seine Seelenpein wisse; er hörte nur das „Folge mir“, und die Angst aus seinen Augen wich, und hingebende Liebe sprach aus ihnen.

Und Judas zog mit Jesus durch die Lande und war sein Jünger. Seine Liebe zu ihm war heiß, aber sein Schuldbewußtsein ließ es nicht zu, daß er seine Liebe zeigte, es ließ ihn nicht von der Liebe so durchglüht werden, daß auch andere an ihren Strahlen warm geworden wären. Er verbarg seine Liebe und darum galt er unter den Jüngern für finster. Wenn ängstliche Scheu ihn nicht sprechen ließ, glaubte man, Judas stehe doch abseits, außerhalb. Und Judas schämte sich seiner Feigheit, die ihn zu keinem Bekenntnis kommen ließ und die ihn in verzweifelnde Einsamkeit stieß, fort von Jesus, fort von dem, der ihm den Frieden geben sollte.

So waren Judas' Gedanken. Jesus aber rang mit diesen Gedanken der Finsternis in Judas' Seele, um Judas ihnen zu entreißen und in ihm das helle Licht der Liebe anzuzünden. Als einmal viel Volks sich um

Jesus versammelt hatte und die Jünger sich um ihn scharten, sprach er zu ihnen und zum Volk von denen, die da Leid tragen und getröstet werden sollen, von denen, die da hungert und dürstet nach Gerechtigkeit und die satt werden sollen, von den Barmherzigen und Friedfertigen, die Gottes Kinder heißen werden. Und Judas fühlte: er hungerte und dürstete nach Gerechtigkeit, aber doch fürchtete er sie. Wann wird er Kraft finden, zu Jesu von diesem Hungern und Dürsten zu sprechen? . . .

Da schlugen die Worte Jesu an sein Ohr: „Wer mit seinem Bruder zürnet, der ist des Gerichts schuldig.“ Judas hörte nur das harte Wort „schuldig“. Also kein Verstehen, kein Erbarmen, kein Verzeihen! Judas hörte nicht mehr auf Jesu Worte, in seiner Seele klang es: schuldig! In seinen Ohren gellte dieses eine Wort. Ja, Jesus war der Messias, der alles wußte, der zu richten gekommen war, und doch . . . hatte Jesus nicht gesagt, er sei gekommen, die Verlorenen zu retten? . . . Judas schlich sich fort. Nun verstand er Jesus, der bei einem Zöllner aß und trank: der Zöllner hatte seine Schuld bekannt und hatte darum Barmherzigkeit erlangt, aber für ihn, Judas, den verstockten Mörder, gab es nur ein „Schuldig“.

Um Abend dieses Tages hielt sich Judas von Jesus fern, er floh ihn. Aber Jesus ließ ihn zu sich an seine Seite rufen und bat ihn, die Sorge für das tägliche Brot und damit den mageren Beutel zu übernehmen, er wußte ihn in keiner besseren Hand als bei ihm. Durch dieses Vertrauen schmolz etwas in Judas' Herzen. Er wollte Jesus anflehen: „Gib ihn mir nicht, den Beutel, er hat mich in Versuchung geführt, er hat mich in Schuld und Sünde gebracht.“ Aber da hörte er die anderen Jünger flüstern, und sein Herz verhärtete sich. Er nahm den Beutel und schwieg.

Und jetzt haßte er Jesus, denn er glaubte, Jesus habe ihm den Beutel nur gegeben um ihn zu prüfen. Und doch konnte er nicht von Jesu lassen. Er mußte ihm folgen.

Je größere Wunder Jesus tat, desto fester glaubte Judas an Jesus als den Messias, der sich offenbaren würde in aller seiner Macht und Herrlichkeit. Und an diesen Glauben klammerte sich die Hoffnung, auch an ihm werde der Messias ein Wunder tun. Immer stärker wurde die Sehnsucht nach Frieden, aber sie schuf ihm nur Unfrieden, weil er nicht die allumfassende Liebe Jesu verstand, weil er nur an sich, an sein Leid, an seine Not und seine Erlösung dachte.

Die Zeit verging, und Judas wußte nicht, daß der Feind aller Liebe und Barmherzigkeit, Satan, wieder sein Herz ergriffen hatte und den Neid und Haß darin groß werden ließ.

Und die Wochen wurden zu Monden, und die Monde zu Jahren, aber noch immer wartete Judas umsonst auf die Offenbarung des Messias. Während des ganzen letzten Wanderns hatte Jesus nur von seinem Leiden und seinem Sterben gesprochen. Da hatte sich der Gedanke in Judas' Seele geschlichen: vielleicht ist Jesus doch nicht der Messias, sondern nur ein großer Prophet. Aber da sprach Jesus von seinem Kommen in Herrlichkeit als König und Richter. Nun glaubte Judas, das Ende des armseligen Wanderlebens sei nah, der Meister habe mit seinem Tode das Sterben dieses wandernden Propheten gemeint, und die Offenbarung des Messias sei nun nicht mehr fern.

Kurz vor dem Osterfest waren sie alle in Bethanien und saßen zu Tisch im Hause des Lazarus. Und Maria, dessen Schwester, kam, um dem Meister, dessen Worten sie alle

so gerne lauschten, zu ehren, und sie zerbrach ein kostbares Gefäß mit Salbe und salbte des Meisters Füße. Judas aber murrte, weil solch ein kostbares Ding vertan wurde, wo der Erlös desselben vielen Armen hätte helfen können. Jesus aber wies ihn zurecht, denn er wußte, daß Judas dies nicht aus liebendem Herzen gesprochen hatte, sondern um ein totes Werk der Gerechtigkeit getan zu haben. Da kämpften Scham und Haß in Judas' Herzen, aber als er die anderen Jünger leise miteinander sprechen und ihn der Unehrllichkeit zeihen hörte, da siegte der Haß. Und Satan triumphierte . . .

Immer mehr Volk strömte nach Jerusalem, und immer größer wurde die Angst der Pharisäer und Schriftgelehrten, Jesus könne diese große Volksmenge mit seiner Lehre bezwingen. Deshalb durfte er das Fest nicht mehr erleben. Sie fürchteten aber, daß sie, wie schon so oft, ihn nicht würden fangen können. Da ward ihnen unerwartet Hilfe. Judas war nach jenem Nachtmahl im Hause des Lazarus einsam durch die Nacht gegangen. Er hielt dieses niemals enden wollende Warten nicht mehr aus. Er wollte Jesus zwingen, sich als Messias zu offenbaren, der sich seiner, des reuigen Sünders erbarmen müßte. So war Judas bis nach Jerusalem hineingewandert. Süßer Duft strömte aus einem Garten zu ihm herüber. Er blieb einen Augenblick stehen. Da schlugen gedämpfte Stimmen an sein Ohr. Er hörte seines Meisters Namen nennen. Nun lauschte er und hörte, was er ja schon längst gewußt: die Hohen Priester trachteten Jesu nach dem Leben; sie wußten nur nicht, wann und wo sie ihn finden könnten, ohne daß viel Volk um ihn wäre. Judas sann. Wenn er den Priestern den Ort verriete, an dem Jesus oft mit dem engsten Jüngerkreise weilte, dann würden sie kommen und ihn binden. Jesus aber würde

ihre Banden zerreißen und ein Heer von Engeln mit feurigen Schwertern würde vom Himmel kommen und Jesus als Herrn des Himmels und der Erde anrufen . . . Wenn das aber nicht geschah? . . . Dann, ja, dann hatte sein Glauben und Hoffen ein Ende, dann wußte er, woran er war, dann hatte er sich von diesem Zimmermannssohn aus Nazareth irre führen lassen und blieb friedlos in Schuld und Verzweiflung . . .

Und Judas ging hinein in den Palast des Hohen Priesters und verriet seinen Herrn und ließ sich den Verrat bezahlen. Satan aber triumphierte, denn nun hatte er über die Liebe Gottes gesiegt. Der Mensch, das Ebenbild Gottes, trat die göttliche Liebe mit Füßen.

Noch ein Mal versammelt Jesus die Seinen. „Zum letzten Mal“, hat er gesagt. Judas' Herz erzittert bei diesen Worten. Weiß Jesus um seinen Verrat? . . . Sie haben keinen Diener, der ihnen die wegemüden, staubigen Füße waschen könnte, doch Wasser ist da. Da kniet ihr Herr und Meister nieder, um aus Liebe an ihnen allen diese niedrigste Knechtsarbeit zu tun. Judas fühlt: das kann er nicht zulassen; ihm, dem Verräter, darf Jesus nicht diesen Liebesdienst tun. Da hört er, wie Petrus sich dagegen sträubt, und dann des Herrn Wort: „Wenn ich dich nicht wasche, so hast du keinen Teil an mir.“ Judas läßt sich still von Jesus den Liebesdienst erweisen, in seinem Herzen klingt es: ich habe Teil an dir! . . .

Aber die Unruhe in seinem Herzen vertreibt den Frieden dieser Worte. Er kann nicht in Jesu Augen sehen. Er ist am Ende seiner Kraft. Still verläßt er seinen Herrn und geht hinaus in die Nacht. Er fühlt: er liebt den Meister heißer denn je; noch einmal will er ihm den Bruderkuß geben, ihn in diesem Kusse fühlen lassen, wie sehnsüchtig und heiß seine Liebe ist, die ihn zum Verrat ge-

trieben. Und er eilt zu den Hohen Priestern und sagt, ihre Knechte sollten den greifen, den er küssen würde.

Judas siebert und zittert. Was wird ihm die nächste Stunde bringen? Das Ende des marternden Wartens und seligen Frieden? Oder das Ende aller Hoffnung und ewige Friedlosigkeit? . . .

Am der Spitze einer bewaffneten Schar zieht Judas nach Gethsemane. Er hatte um eine große Zahl von Kriegsknechten gebeten, denn je größer die Zahl der Feinde, desto größer das Wunder und der Sieg des Meisters, des Messias. Die Fackeln der Kriegsknechte beleuchten den Hügel, von dem herab Jesus ihnen entgegenschreitet. Judas kann den Augenblick nicht mehr erwarten, da Jesus sich als Messias offenbaren wird. Er fühlt sich als Werkzeug Gottes und weiß nicht, daß er Satan dient. Er eilt Jesu entgegen und drückt ihm einen heißen Kuß auf die Wange. Und Jesus stößt den Verräter nicht fort, er nennt ihn Freund. Judas' Herz jauchzt. Da fragt Jesus: „Warum verrätst du des Menschen Sohn mit einem Kuß?“ Judas blickt auf und sieht in Jesu Augen, die voll tiefer Trauer auf ihn gerichtet sind.

Jetzt weiß Judas: der Meister wird kein Wunder tun, nicht an sich und nicht an ihm. Und er stürzt fort, fort in die Finsternis. Und er lacht laut und gellend und will nicht, und muß doch lachen. Es war aber Satan in ihm, der da lachte, weil er Gottes Schöpfung verdorben, Gottes Liebeswerk zerstört hatte. Satan freute sich seines Sieges. Er hatte Gottes Macht vernichtet; die Welt war verloren, denn sie hatte von der Liebe gelassen.

Und Judas reute sein Verrat, und die Liebe wuchs in seinem Herzen. Er eilte zu den Hohen Priestern, um Jesus loszukaufen. Kein Preis schien ihm zu hoch. Sie aber verlachten ihn in ihrer Herzenshärte. Da warf

er ihnen das Sündengeld vor die Füße und verließ sie in Verzweiflung.

Als er aus dem Palaste trat, sah er die Schar der Kriegsknechte herankommen, die Jesus vor sich her stießen. Da war es Judas, als rief er ihm Jesus nochmals das „Warum?“ zu, das er in Gethsemane an ihn gerichtet hatte. Und dies „Warum?“ verfolgte ihn, und er suchte eine Antwort darauf. Ja, warum hatte er diese fluchwürdige Tat begangen? Nicht aus Liebe, wie er geglaubt. Nur für sich hatte er Liebe und Erbarmen gewollt. Er hatte nie an die anderen gedacht, und so war er in Sünde geraten. Und ihn hatte doch nach Gerechtigkeit und Liebe gedürstet! . . . Liebe durfte er nun nicht mehr erwarten, aber Gerechtigkeit konnte ihm noch werden.

Er eilte, sich dem Gerichte zu stellen. Als Brudermörder und zwiefachen Mörder an des Bruders Weib und Kind klagte er sich an. Man band ihn, und noch vor dem Feste sollte er den Verbrechertod sterben. In seiner Seele ist Ruhe. Er darf seine Schuld büßen. Nur Jesus möchte er noch ein Mal sehen und Verzeihung erlangen. Er läßt die Hohen Priester bitten, ihm diese Gnade zu erwirken . . . Die aber hüteten sich wohl, den reinigen Judas Jesu gegenüberzustellen. Als auch diese letzte Hoffnung sich nicht erfüllte, da brach Judas zusammen, und Tränen strömten ihm über das von Leidenschaften durchfurchte Gesicht. So weinte er lange, und diese Tränen wuschen auch das Letzte von Selbstgerechtigkeit und Härte aus seinem Herzen, und seine Seele kannte nur noch einen Gedanken: Vergib mir meine Schuld, denn dein ist die Macht und das Reich und die Herrlichkeit!

Jesus hängt am Kreuze, und mit ihm noch zwei. Er weiß nicht, wer sie sind. Er hat nicht zu ihnen hin-

geblickt, denn er weiß: die brennende Schmach unter fremden Blicken ist schier noch schwerer zu ertragen als die brennende Sonne. Und Satan war in den Herzen der Menschen und ließ sie Jesum schmähen und verhöhnen, denn er wollte die gekreuzigte Liebe in Verzweiflung und Haß verwandeln. Und der eine der Verbrecher, die mit ihm gekreuzigt worden waren, lästerte Gott und Jesum. Jesu Herz verzagte, und Satan triumphierte, denn nun war die Liebe dem Hohn und Spott der lieblosen und liebeleeren Menschen preisgegeben, nun starb sie verachtet und unwürdig. Satan hatte über Gott den Sieg davongetragen. Die Welt war fein!

Da ertönt von dem einen Kreuz ein Schrei, den Liebe und Glaube geboren: „Herr, gedente an mich, wenn du in deinem Reiche bist!“ Jesus erzittert bis in die tiefsten Tiefen seiner Seele: das war die Stimme dessen, an den er mit sorgender Liebe gedacht, als er die Worte gesprochen: „Vater, vergib ihnen, denn sie wissen nicht, was sie tun.“ Jesus wendet sein Haupt und sieht an dem einen Kreuze Judas hängen. Er sieht den Friedlosen, der die schwerste Schuld der Welt auf sich geladen hatte, um Frieden zu finden, und haucht mit verdorrten Lippen die Worte: „Heute wirst du mit mir in meinem Reiche sein!“ Judas' Augen lesen die Worte von des Herrn Lippen, dann neigt er sein müdes Haupt, und die Liebe trug ihn zu Gott. Da zerriß ein gellender Schrei des Hasses und der Wut die Luft. Der andere Verbrecher war mit einem Fluche gestorben.

Satan war in die Finsternis gewichen, und gesiegt hatte die Liebe.



## Inhalt.

	Seite
1. Engelhard . . . . .	5
2. Bäbeles Glocken . . . . .	9
3. Ein Sternlein stand am Himmel . . . . .	13
4. Gewissensbisse . . . . .	16
5. Drei Weihnachten . . . . .	20
6. Erlöse uns von dem Übel . . . . .	27
7. Rote Tulpen . . . . .	35
8. Eine Christuslegende . . . . .	39
9. Judas. Eine Legende . . . . .	50